

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN

SCHRIFTLEITUNG: FERD. JAK. SCHMIDT
HOHENZOLLERNDAMM 55 BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 8 | November 1916 | Heft 5

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50.

Zum 25jährigen Bestehen der Comenius-Gesellschaft

Wie hinter den großen Forderungen des Krieges so vieles zurückstehen mußte, so ist auch davon abgesehen worden, eine besondere Feier zu Ehren des 25jährigen Jubiläums der Comenius-Gesellschaft zu begehen. Dankbaren Herzens aber wollen wir aller derer gedenken, die in diesem Zeitraum als Mitglieder und Mitarbeiter für das Gedeihen unserer Gesellschaft tätig gewesen sind. Insbesondere soll bei dieser Gelegenheit dem unermüdlichen Wirken unseres ehemaligen Vorsitzenden, des Geheimen Archivrates Dr. Ludwig Keller, ein Ehrenkranz geflochten sein. Sodann wollen wir in erster Reihe auch den Männern, die von Anfang an bis heut dem Vorstand angehören, die ehrerbietigsten Grüße darbringen, den Herren: Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath; Staatsrat und Ministerialdirektor a. D. D. Dr. E. v. Sallwürk und Schuldirektor Slaměnik-Prerau. Vor allem aber soll endlich auch des Mannes in pietätvoller Gesinnung und Anhänglichkeit gedacht werden, der zuerst die Anregung zur Begründung einer Comenius-Gesellschaft gegeben hat: des hochverehrten Wirklichen Geheimen Rates Professor D. Dr. Kleinert.

Von Anfang an hatte sich unsere Gesellschaft die Aufgabe gestellt: einerseits dem Geist des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer von neuem lebendige Verbreitung unter uns zu verschaffen, und andererseits in diesem Geist auf dem Wege der freiwilligen Bildungspflege bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken. Diesem ihrem Arbeitsplane ist die Gesellschaft die ganze Zeit hindurch treu geblieben, und immer neue, größere Pflichten sind ihr erwachsen. Viel Tüchtiges und Bedeutsames ist geleistet worden, noch viel mehr aber bleibt zu tun übrig.

Verhehlen wir uns die schwere Gefahr nicht, von der heut nicht nur unser Volk, sondern die ganze abendländische Menschheit bedroht ist. Mit all dem Guten und Großen, was uns der Aufstieg der nationalen Geistesbewegung gebracht hat, ist doch auch andererseits die quälende Sorge entstanden, daß über den dadurch hervorgerufenen, leidenschaftlichen Spannungen die höhere, allumfassende Kultur- und Bildungsgemeinschaft der Menschheit der Auflösung verfallen könnte. Die nationalen Bestrebungen sollen dazu dienen, die ganze Fülle der eigenen Volkskraft zu entfalten. Zum Segen unseres Geschlechtes aber werden sie nur dann gereichen, wenn zugleich die göttliche Humanitätsidee tief und unausrottbar in ihr innerstes Lebensgefühl versenkt bleibt. Dafür an ihrem Teile mit aller Energie einzutreten, wird daher in erster Linie der Beruf derjenigen Gesellschaft sein, die den großen Namen des Comenius an ihrer Spitze trägt. Mögen wir uns daher alle an diesem 25. Jahrestage geloben, in jenem Gesittungsgeiste unsere Gemeinschaft zu erneuern und zu erweitern. Sorge jedes unserer verehrten Mitglieder dafür, daß von ihm wenigstens Eine neue Kraft unserer Gesellschaft zugeführt werde, die an dem Bau unserer Bildungsarbeit teilnehme und mitwirke.

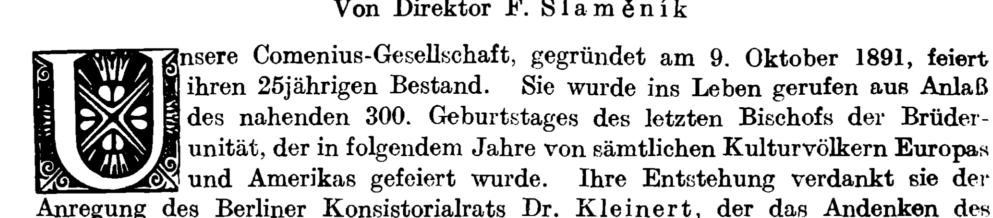
Das 25. Jahr muß ein Erneuerungsjahr unserer Gesellschaft werden!

Mit herzlichen Grüßen an alle unsere Mitglieder und Freunde

der Vorsitzende der Comenius-Gesellschaft

NEUERE NACHRICHTEN ÜBER COMENIUS

Von Direktor F. Slaměník



Unsere Comenius-Gesellschaft, gegründet am 9. Oktober 1891, feiert ihren 25jährigen Bestand. Sie wurde ins Leben gerufen aus Anlaß des nahenden 300. Geburtstages des letzten Bischofs der Brüderunität, der in folgendem Jahre von sämtlichen Kulturvölkern Europas und Amerikas gefeiert wurde. Ihre Entstehung verdankt sie der Anregung des Berliner Konsistorialrats Dr. Kleinert, der das Andenken des Comenius durch ein lebendiges Denkmal ehren wollte.

Unser damaliges Wissen über den großen Reformator des gesamten Erziehungswesens stützte sich in Deutschland hauptsächlich auf die 1892 von Dr. Joh. Kvačala verfaßte ausführliche Biographie „Johann Amos Comenius. Sein Leben und seine Schriften" (Leipzig, Klinkhardt). Wiewohl dieser unermüdliche Comeniusforscher seit dieser Zeit viel Neues an den Tag gefördert hat, das er in seinem andern Werke als dem VI. Bande der von Dr. Rudolf Lehmann in Posen (Berlin bei Reuther und Reichard, 1914) herausgegebenen „Großen Erzieher" so trefflich darlegt, so bleibt dennoch manches in seinem Leben nicht genug beleuchtet und erklärt, zumal Kvačala hier von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus eigentlich nur den Werdegang des Comenius, nicht dessen Lebensschicksale, schildert.

So bleibt z. B. noch immer unentschieden, ob Niwnitz oder Ungarisch-Brod sein Geburtsort ist, ferner war bisher unbekannt, wann er zu seinem Taufnamen Johann den zweiten Namen Amos erhalten hat. In seinen jungen Jahren als Student, ja

auch noch als Priester nannte er sich bloß Johann Amos; es wird nun den Leser interessieren zu erfahren, wann und unter welchen Umständen man bei ihm zum ersten Male dem Namen „Comenius" begegnet. Bisher war man der Ansicht, daß die vier von Comenius in Fulnek verlebten Jahre zu den glücklichsten in seinem vielbewegten Leben gehören, was jedoch durchaus nicht der Wahrheit entspricht. Schließlich werde ich mich bemühen aufzuklären, wieso es gekommen ist, daß Comenius, der doch in Amsterdam (und nicht in Naarden, wie man in neuester Zeit annahm) gestorben ist, dennoch in Naarden und zwar in der dortigen Kirche der reformierten Wallonen begraben wurde.

*

Der Gebrauch der Zunamen war in Mähren auch noch im 17. Jahrhundert nicht so geregelt, daß eheliche Kinder immer den Namen des Vaters führten, und es geschah häufig, daß sich der Sohn ganz anders nannte als sein Vater. Sehr oft entstand der Zuname aus der Beschäftigung, dem Handwerke des Betreffenden, oder er richtete sich nach dem Orte, woher er eingewandert war. Denken wir uns nun, aus der Gemeinde Komna sei der Müller Martin nach Ungarisch-Brod übersiedelt, wo man ihn nun Komenský, das heißt den Komnaer oder Komnauer nannte. Seine Gattin hieß Anna, und sie hatten, so viel man weiß, drei Kinder: die Töchter Ludmila und Susana und den Sohn Jan (Johann). Sie lebten nicht lange in Brod, denn dieser Johann hinterließ in einem Buche, das eine Sammlung von Abschriften der den Brüdergemeinden in Mähren geschenkten oder verliehenen Realitäten enthält, bei dem Ungarisch-Broder Zbor[1] eine eigenhändige Randbemerkung (Februar 1670), daß seine Eltern mit ihren beiden Töchtern 1602 in Ungarisch-Brod gestorben seien.

Es blieb also der Waisenknabe Johann, von dem der Bojkowitzer[2] Pfarrer Jelinek vor einigen Jahren in der Prager Museumszeitschrift auf Grund einer gefundenen Aufzeichnung mit Sicherheit zu behaupten glaubte, er sei nicht in Niwnitz, sondern in Ungarisch-Brod geboren, womit auch die Bemerkung „natus Hunnobrodae" in dem von D(aniel) C(omenius) verfaßten Epitaphium übereinzustimmen schiene. Dagegen sprechen jedoch die Eintragungen in den Matrikeln zu Herborn und Heidelberg, „Joan. Amos Nivanus", wie auch die Unterschrift bei seinem lateinischen Gedichte „Joh. Amos e Marcomannis Nivnicenus".

Da es ein alter Brauch ist, daß bei Studierenden der Geburtsort angegeben wird, so ist nach der mir 1908 vom Heidelberger Geh. Hofrate Dr. Wille gemachten mündlichen Äußerung mit Sicherheit anzunehmen, daß auch der Theologe Johann Amos an den beiden Hochschulen seinen Geburtsort angegeben habe. Nach Durchlesung des Artikels von Jelinek wandte ich mich nochmals an den Herrn Hofrat, ihn fragend, was er davon halte. Er hatte die Freundlichkeit, mir nach einiger Zeit mitzuteilen, daß er Stichproben gehalten und gefunden habe, daß in Heidelberg hie und da auch der Wohnort, nicht immer der Geburtsort eingetragen erscheint.

Jelinek glaubt nun, Comenius habe da seinen „letzten" Aufenthalt, Niwnitz, angegeben, denn sein Geburtsort wäre Brod. Ob seine Behauptung stichhaltig ist, erhellt aus folgendem: Comenius ist nach eigener Angabe mit zehn Jahren verwaist,

[1] So nannte man in böhmischer Sprache die Kirchengemeinden der Unität. [2] Bojkowitz liegt im Ungarisch-Broder Bezirke.

drei Jahre brachte er dann bei seiner Tante in Straßnitz zu, worauf er, da diese Stadt von den Steph. Bocskayschen Heiducken genommen und zerstört worden war, zu seinem Vormunde nach Niwnitz flüchten mußte, wo er ebenfalls drei Jahre verlebte und wahrscheinlich ein Handwerk lernte. Nun erfaßte den sechzehnjährigen Jüngling die Sehnsucht nach einer höheren Bildung, und er wählte den Priesterstand. Eine gütige, fürwahr väterliche Aufnahme fand er in Prerau bei dem Unitätsbischof Lanecius, in dessen Familie er abermals drei Jahre verblieb, um sich in der Prerauer lateinischen Brüderschule zum Studium der Theologie vorzubereiten. Niwnitz kann demnach nicht als sein letzter Aufenthalt gelten, abgesehen davon, daß er, wie er selbst bekennt, von seinem dortigen Vormunde vernachlässigt wurde, so daß bei ihm dieser Ort in keinem guten Andenken geblieben ist. Wenn er also seinen letzten Wohnort gemeint hätte, müßte es vielmehr Prerau sein als Niwnitz. Und wenn Ungarisch-Brod wirklich seine Geburtsstadt wäre, warum sollte er sie nicht genannt haben, da er dort auch am längsten gelebt hatte? Es ist ja möglich, daß seine Mutter eine Niwnitzerin war und daß sie in dem ganz nahen Niwnitz bei Verwandten, ja vielleicht bei ihren Eltern niedergekommen war. Da dies jedoch nur eine Vermutung sein kann und weil im erwähnten Epitaph Ungarisch-Brod vorkommt, so läßt sich auch jetzt nicht mit voller Sicherheit entscheiden, ob sein Geburtsort Niwnitz oder Ungarisch-Brod gewesen ist.

Zu bemerken wäre noch, daß zu Zeiten des Comenius und auch noch später, ja mitunter bis in die neueste Zeit, Komna (oder Komnia) für seinen Geburtsort gehalten wurde. Auch der berüchtigte Religionsschwärmer und „Prophet" Nikolaus Drabík sagte vor dem Gerichtstribunal, das ihn 1671 zum Tode verurteilte, Comenius stamme „ex pago Comnia".

*

Kvačala bleibt im Unklaren ob des zweiten Namens „Amos". Dieser läßt sich nicht anders erklären als aus der Kirchenordnung der Unität, die der edle Pole Johann Lasitius in seiner von Comenius herausgegebenen gediegenen Schrift[1] so treu und ausführlich wiedergibt.

Im 13. und 14. Absatze des IV. Kapitels lesen wir von den Jünglingen, die den ersten Grad des Priesteramtes erhalten sollten, folgendes: Annis aliquot hâc ratione exercitati ac probati, in ordinem Alocuthorum (quos ipsi vernaculâ linguâ Discipulos vocant) in Synodo cooptantur, acceptus plerumque à Senioribus justâ quâdam ratione, pro ingeniis eorum, novis (plerumque Biblicis) cognominibus: quemadmodum et Christus quibusdam suis indiderat. Nam Simeonem cognominavit Petrum, à Petra, quae Chaldaeis Kepha est usw. So erhielt nun auch der Akolut Johann den zweiten (biblischen) Namen Amos, den er von jetzt an wie einen Zunamen gebraucht, und wir lesen nicht nur in den Hochschulmatrikeln, unter seinem lateinischen Gedichte, im Bürgerrechtsbuche der Stadt Trebitsch, sondern auch in seinen Prerauer Ehepakten bloß Johann Amos und niemals Comenius oder Komenský!

---

[1] Johannis Lasitii, Nobilis Poloni, De ecclesiastica disciplina, Moribusque et Institutis Fratrum Bohemorum Memorabilia continens. Cum admonitionibus ad reliquias istius Ecclesiae, et alios, Joh. A. Comenii. Amsielaedami, apud Joannem Ravensteinium Civitatis et Illustris Scholae Typographum. MDCLX.

Als aber dieser Johann Amos 1614 in Prerau an derselben Schule, die er vor drei Jahren absolvierte, Lehrer und Leiter geworden war und zwei Jahre später in Żerawitz die Priesterweihe empfangen hatte, fügte er als Priester der Unität zu diesen Namen die Bezeichnung „Bruder", wie dies bei der Brüdergeistlichkeit allgemein üblich war, und wir lesen in den erwähnten Ehepakten (vom Jahre 1618) von dem „doppelt ehrwürdigen Bruder Johann Amos" und seiner Braut Magdalene Wizowský (in böhmischer Sprache Mandalena Vizovská), die eine Hohenstädterin[1] war und mit ihrer Mutter und Schwester in Prerau lebte. Ihr Vater, ein vermögender Bürger in Hohenstadt, war damals nicht mehr am Leben. Bruder Johann Amos wurde nämlich bereits 1617 als selbständiger Seelsorger und Schulrektor nach Fulnek berufen. Er heiratete nun, da er einer tüchtigen Hausfrau bedurfte. Sonst hätte er, wie er selbst bekennt, auf das Töchterlein seines väterlichen Freundes Bischof Lanecius gewartet, da sie damals noch nicht erwachsen war. Diese hatte 1626 den Priester Br. Nikolaus Molitor geheiratet und ihr Sohn Johann Molitor ist Gatte der ältesten Tochter des Comenius, Dorothea, geworden, und so kam, wie Comenius freudig erzählt, das Haus Lanecius doch mit dem Hause Comenius in glückliche Verbindung.

*

Comenius war nun in Fulnek. Dies ist ein sehr freundliches deutsches Städtchen im nordöstlichen Mähren hart an der schlesischen Grenze. Es liegt am Fuße des bewaldeten Schloßberges, welcher mit dem malerisch gelegenen Schlosse des Grafen von Flandern einen beträchtlichen Teil des gesegneten sogenannten Kuhländchens beherrscht. Zu Zeiten des Comenius gehörte das Schloß und die ganze Fulneker Domäne dem eifrigen Bekenner der Brüderunität, Johann Skrbenský von Hříště, einem von den Ahnen des jetzigen Olmützer Kardinals Baron Skrbenský.

Comenius lebte in Fulnek von 1617 bis 1621 und alle bisherigen Forscher waren der Ansicht, es sei die glücklichste Zeit für ihn gewesen. Ist er doch eben als neuernannter tatkräftiger Priester und Lehrer mit seiner jungen Gattin in Fulnek eingezogen, er selbst erfreute sich einer unbegrenzten Hochachtung bei Jung und Alt, was konnte also zu seinem Glück fehlen? So glaubte man bisher allgemein und so wäre es in der Tat auch gewesen, wenn in Fulnek nicht auch eine andersgläubige Partei, nämlich eine ziemlich starke Katholikengemeinde gewesen wäre, welche den „lutherischen Geistlichen" — wie sie ihn zu nennen pflegte — nicht gut leiden mochte.

Wie habe ich das erfahren? In Fulnek lebte ein sehr geachteter und bis 1811, dem Jahre des österreichischen Staatsbankerotts, auch vermögender Bürger, der ein unermüdlicher Sammler historischer Nachrichten war, besonders derjenigen, die mit seiner Vaterstadt Fulnek in irgend einem Zusammenhange waren. Er hinterließ eine Sammelchronik in zwölf dicken Foliobänden, von mehr als zwanzig Tausend Seiten. Sie ist die Frucht eines ungemeinen Fleißes, welcher, wie es im Notizen-Blatt der historisch-statistischen Sektion des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde von Mähren heißt, „ohne Auswahl und Sicht alles zusammentrug,

[1] Hohenstadt (böhmisch Zábřeh) liegt im nördlichen Mähren.

was ihm vorkam. An und für sich ohne sonderlichen Wert enthält diese Chronik doch nicht wenig Material für die Geschichte der Stadt Fulnek und ihrer, auch weiteren Umgebung und manches andere, was sich von einem kundigen Forscher gut benützen ließe".

Dieser eifrige Abschreiber starb 1831 im Alter von 76 Jahren. Zur Zeit seiner Wohlhabenheit erwarb er durch Kauf ein durch Aufhebung der Klöster[1] leer gewordenes Klostergebäude in Fulnek nebst der in demselben zurückgelassenen Bibliothek oder wenigstens eines Teiles davon. Von da begann er abzuschreiben und schrieb bis an sein Lebensende. Leider mangelten ihm die notwendigen Kenntnisse, um dieses an und für sich sehr lobenswerte Unternehmen mit gewissenhafter kritischer Richtung durchzuführen. Er schrieb nun alles ab, was er in der Klosterbibliothek gefunden, war aber dabei so einfältig, daß er sämtliche Originalurkunden, nachdem er sie, wie er es eben imstande war, vorher abgeschrieben, vernichtet hat — in der Absicht, seiner Chronik dadurch mehr Wert zu geben! Ich durchsuchte nun im Landesarchiv zu Brünn sämtliche Bände, die bisher unbeachtet geblieben oder nur oberflächlich durchgesehen worden sind, so daß uns deshalb über die Schicksale des Comenius in Fulnek nur das bekannt war, er sei von so großer Herzensgüte gewesen, daß die Fulneker sich zu äußern pflegten „der Lampelhirt habe keine Galle", wie auch, daß er aus seiner Heimat, der mährischen Slovakei, Bienenkörbe nach Fulnek kommen ließ, um seine Pfarrkinder die bisher von ihnen ungekannte Bienenzucht zu lehren.

Ich fand jedoch gleich im ersten Bande nebst dieser Nachricht sehr interessante Neuigkeiten über Comenius, die selbstverständlich von den Mönchen des aufgehobenen Fulneker Klosters aufgeschrieben worden sind. Sie betreffen nicht nur Comenius, sondern auch die ganze Fulneker und andere Bürgergemeinden und zwar sowohl während seiner Anwesenheit in Fulnek, als auch nach seiner Flucht, als die Verfolgung der Brüder zu wüten begann. Ausführlich schrieb ich darüber vor einigen Jahren eine Reihe von Artikeln in der Prager „Politik", hier gebe ich nur das wieder, was auf Comenius selbst Bezug hat:

„Anno 1617 kam ein lutherischer Prediger nach Fulnek. Dieser Mensch soll aus dem Dorfe Comna, eine Meile von Ungarisch Hradisch gebürtig sein. Früher war dieser Unruhestifter Schullehrer in Prerau, aber die Irrgläubigen hielten ein großes Stück auf ihn und setzten erschrecklichen Wert auf diesen Johann, der sich nach seinem Geburtsorte Comenius (in slavischer Sprache Comensky) nannte, verweilte nicht gar lange und hatte schon großen Anhang. Besonders gab er sich mit Unterricht der Kinder ab, zeigte so eine Herzensgüte auch gegen jene Menschen, die ihm grob begegneten, auch wirklich gegen jene, die ihn mißhandelten, daß in Fulnek das Sprichwort entstand, der Lampelhirt habe keine Galle. Er hat viel auf Bücher gehalten, er wurde aber einmal geplündert und alle Bücher (wurden ihm) verbrannt und zerrissen.

„Aber als Kaiser Ferdinand der Zweite die Armee der Irrgläubigen auf dem Weißen Berge bei Prag total geschlagen und ruiniert, hat sich derselbe auf einmal verloren und sich zu dem Edelmann Schlupp in das Schloß Wiegstein begeben und im Verborgenen aufgehalten.

---

[1] Unter Kaiser Joseph II.

„Als dieser böse Lehrer Fulnek mit einigen Anhängern verließ, so nahm er seinen Weg über den sogenannten Schloßberg gegen Zauchtel[1]. Auf der Spitze dieses Berges ist er mit seinem Gesinde niedergekniet und die Hände gegen den Himmel erhoben und gebetet, der Same soll nicht unfruchtbar bleiben, den er in Fulnek ausgesäet.

„Indessen ist auch wirklich noch böser Same zurückgeblieben und wurden noch Versammlungen gehalten am Ende eines Teils der Stadt (und) in einem entfernten Kirchel oder Bethaus wurde das Abendmal gereicht. . .“

„Unaufhörlich grübelte dieser Comensky, um immer etwas neues aufzubringen, was die Rechtgläubigen in Fulnek ärgerte. Sie feierten das Fest des heiligen Martin und nach altem Gebrauch wurde fast in jedem Hause eine Gans geschlachtet, gebraten und mit guten Freunden in Einigkeit verzehrt. Da wollte dieser Glaubensgrübler auch einen Feiertag einführen und sagte, daß Dr. Martin Lutter (sic) an diesem Tag geboren worden war.“

„So viel aber dieser Lammelhirt Comensky in unserer friedlichen Stadt Fulnek Böses gestiftet, so hat er doch in Fulnek und in der ganzen Gegend auch etwas Gutes hinterlassen. Man hat hier in der Gegend gar keine Bienen gekannt. Comensky ließ in einem Winter auf Schlitten aus dem Königreich Ungarn mehrere Stöcke Bienen nach Fulnek führen und hat solche in einem Garten hinter dem Glockenturme aufgestellt und mehrere seiner Anhänger die Bienenzucht gelehret. Durch diesen Kunstgriff hat er den Lebzeltmacher Wisgrill an sich gezogen, der in Fulnek in großem Ansehen stand.“

„Als aber Comensky sich von Fulnek heimlich weggeschlichen, sind alle seine Sachen, die er zurückgelassen, der katholischen Geistlichkeit zugefallen. Es wurde alles verkauft, so wie auch die Bienen und der teuerste Stock von denen Bienen wurde um einen schlesischen Taler weggegeben. Vor die Bienen wurde gelöst 85 Taler und etliche Groschen.

„Comensky mußte oft ganze Nächte in seinem Bienengarten wachen, weilen seine Feinde die Bienen neckten, aber solange er in seinem Bienengarten verweilte, wenn es auch mehrere Stunden gedauert, hat er beständig gesungen.“

Wiewohl die Mönche den Haß gegen Comenius und die Brüder überall verraten, konnte der Schreiber dessen Mäßigung, edlen Sinn und gutes Herz doch nicht ganz verschweigen. Denn Comenius handelte als wahrer Christ auch dann, wenn er mißhandelt, wenn Hand an ihn gelegt wurde. . . Bis zum Jahre 1620 gab es wohl in Fulnek zwischen Brüdern und Katholiken einen noch erträglichen modus vivendi (obzwar es an Reibereien niemals gefehlt hat), aber nach der Weißenberger Katastrophe, als auch Johann von Skrbenský ins Ausland flüchten mußte, fing die Vergewaltigung der Brüder derart an, daß Comenius nicht mehr lange in Fulnek bleiben konnte. Auf Seite 588 des ersten Bandes fand ich folgende, unseren Comenius betreffende hochwichtige Aufzeichnung:

„Anno 1620 war bei uns in Fulnek ein sehr unruhiger Tag am Feste Corporis Christi. Einige Bürger (sie werden hier mit Namen angeführt), welche dem Luthertum anhängen und die sich an den Lammelhirt Comensky angehänget, wurden

---

[1] Ortschaft mit 2000 deutschen Einwohnern, ist noch heute zur guten Hälfte evangelisch.

grob in betreff der Prozession gegen jene Bürger, die der katholischen Religion treu geblieben, es kam zu einem Stritt, die Ordnung der Prozession wurde gestört, indessen bliebe noch alles so leidentlich."

Nun wird erzählt, daß der Augustinerprobst Thomas Schiller „nach der Mittags abgehaltenen Prozession um den lutherischen Schullehrer" schickte, der mit dem Bürger Fastnacht erschien. Und hier war es, wo Comenius und Fastnacht von dem Sekretär des Propsten Schläge bekamen. „Als aber von diesem Auftritt die Lammelbrüder erfuhren", wie weiter berichtet wird, kam es zu einem „erschrecklichen Auflauf" und Männer und Weiber wollten das Augustinerkloster stürmen, „aber Comensky ist dazwischengetreten und (hat) alles vermittelt". Hier handelte Comenius in der Tat als wahrer Christ und die Fulneker hatten Recht, als sie sagten, er habe keine Galle.

Dies geschah 1620 und im nächsten Jahre ist die Verfolgung der Evangelischen in vollem Zuge. Anfangs Mai (1621) war Comenius noch in Fulnek und waltete seines Amtes. Wie es ihm dabei ergangen ist, erfahren wir aus folgender Nachricht: „Am Tag Philippi Jacobi[1] wollte der Lammelhirt Comensky bei uns in Fulnek ein neues Fest feyern, das sollte heißen Blumenfest. Frühzeitig versammelten sich seine Schulkinder in seiner Wohnung, dann gingen sie mit ihm in die Schule, sangen seyn sollende geistliche Lieder, dann wurden zwey Männer beladen mit Kuchen, Stritzeln und Buchten, und so sollte der Zug unter lauter Singen in den Lucker Wald geschehen (sic), um dort zu frühstücken, aber es kam bald anders. Als das Gesindel auf den Platz gezogen kam, sind die Rechtgläubigen mit Prügeln dagestanden und jagten den Schulrektor mit seinem Gesindel aussamen und veranstalteten gleich nach christlichem Gebrauch eine Prozession in die Felder."

So traurig endete das Maifest der Schule des Comenius. Dieser war jetzt sogar seines Lebens nicht mehr sicher. Jedenfalls hätte man ihn gefangen genommen und dem geistlichen Gericht nach Olmütz oder Kremsier eingeliefert, wo er dann im Gefängnis gestorben wäre wie so mancher andere evangelische Geistlichen, die ihren Glauben nicht abschwören wollten. Und so war Comenius genötigt, nachdem auch sein Patron und Beschützer Johann Skrbenský ins Ausland geflohen war, seine vielgeliebte Gattin und sein Kind zu verlassen und in einer finsteren Nacht aus Fulnek zu fliehen. Von einem „nur Gott bekannten Zufluchtsorte" schickt er seiner hochschwangeren Gattin ein von ihm verfaßtes Erbauungsbüchlein nebst einem Schreiben, worin er sie anredet: „Meine geliebte Gemahlin, du mein nächst Gott teuerstes Kleinod"!

Der schwer geprüfte Johann Amos hat jedoch seine Lieben nicht mehr gesehen. Außer der grausamen Gegenreformation wütete in Fulnek auch noch die Pest, der schon im folgenden Jahre seine Gattin erlag und nach ihr starb auch sein Söhnlein wie auch das neugeborene Kind.

*

Comenius lebte nun längere Zeit im Verborgenen, später nächst Brandeis an der Adler unter dem Schutze des dem Kaiser treu gebliebenen Karl von Zierotin.

Er war genötigt nicht nur seine Person, sondern auch seinen bisherigen Namen geheimzuhalten. Bis zu seiner Flucht, also auch noch in Fulnek

[1] Also am 1. Mai.

nannte er sich bloß Bruder Johann Amos, wie dies auch aus einer Stelle in Drabiks Tagebuch ersichtlich ist. Er schreibt nämlich von seinem Besuche bei „Bruder Johann Amos, dem Seelsorger in Fulnek, bei dem er im dortigen Brüderhause wohnte". Auch im Trebitscher Buche, wie schon erwähnt, ist 1618, also während seines Fulneker Aufenthalts, bloß von Johann Amos die Rede. Die Fulneker Mönche sprechen zwar von „Comensky", allein ihre Aufzeichnungen stammen aus einer Zeit, wo er als „Komenský" (bei lateinischen Schriften „Comenius") bereits allgemein bekannt geworden war. Erst nach seiner Flucht aus Fulnek fing er an, den Zunamen seines Vaters zu gebrauchen und als er nach zweijährigem Witwenstande wieder geheiratet hat, finden wir unter den Ehepakten (1624) zum ersten Male die Unterschrift „Jan Komenský". Aus Vorsicht ließ er hier sogar den „Amos" weg. Seit dieser Zeit tritt nun J. A. Comenius (bei böhmischen Schriften J. A. Komenský) an die Stelle des „Bruder Johann Amos".

Wären die evangelischen „Rebellen" in Böhmen und Mähren Sieger gewesen, Bruder Johann Amos wäre in seiner Heimat geblieben und hätte nur für sein Volk und seine Kirche in seiner Muttersprache geschrieben. Durch sein Exil wurde er genötigt, auch anderen Völkern zu dienen und erwarb sich so den ruhmvollen Namen eines „Völkerlehrers".

*

Der Naardener Notar J. P. van Roeper (lies Ruper) fand 1871 unter seinen Familienpapieren ein Totenbuch der ehemaligen wallonischen reformierten Kultusgemeinde in Naarden, ein etwas stärkeres Heft in Quartformat, betitelt „Registre des sepulchres de l'Eglise vallonae de cette ville de Naarden" nebst einem Rechnungshefte „Livre de la recette". Auf Grund der Eintragungen in diesen Kirchenschriften hat Roeper sichergestellt, daß Comenius, „der berühmte Autor der Janna linguarum" am 22. November 1670 in der wallonischen Kirche unter der Steinplatte Nr. 8 begraben wurde und daß sein Grab 15 Gulden kostete.

Der Prager Universitätsprofessor, jetzt Hofrat Dr. Jaroslav Goll, vermutete nun schon 1874, daß Comenius höchst wahrscheinlich auch in Naarden gestorben ist. Diese Ansicht teilt auch der Comeniusforscher Prof. Dr. J. V. Novák in Prag und auch meine Wenigkeit war der festen Überzeugung, Comenius sei während seines Aufenthaltes in einem Landhause seines Mäzens L. de Geer erkrankt und dort auch gestorben, denn nur so ließe sich seine Beisetzung in Naarden erklären. So dachte ich auch während meines ersten Aufenthalts in Naarden 1902. Aber ich wurde bald einer anderen Ansicht. Unter den vom Gericht konfiszierten Papieren des Nik. Drabík, die das Prager Museum des Königreichs Böhmen besitzt, befinden sich 10 Briefe des Comenius an seinen Paten Drabík; der letzte Brief datiert vom 2. November 1670, also zur Zeit, als Comenius bereits am Sterbebette lag. Diesen Brief hat er nur mehr diktiert und zum Schlusse mit zitternder Hand selbst einige Worte hinzugefügt, die nur schwer lesbar sind. Und dieser Brief ist der beste Beweis, daß Comenius doch in Amsterdam gestorben ist. Denn während der letzten dreizehn Tage seines Lebens hat er unmöglich im feuchten und kalten Monat November eine Reise nach dem etwa 40 Kilometer entfernten Naarden antreten können. Übrigens steht auch auf dem von seinem Sohne Daniel verfaßten Epitaphium „Defunctus Amstelodami".

Nun unternahm ich 1908 abermals eine Reise nach Amsterdam und Naarden, um zu erfahren, warum der in Amsterdam gestorbene Comenius nicht in dieser Stadt, sondern in Naarden begraben wurde. Ich wandte mich diesfalls in Amsterdam zuerst an Pastor Leenderts, einem an der Keisergracht[1] wohnenden ehemaligen Vorstandsmitgliede unserer Comenius-Gesellschaft, der wies mich aber an den verstorbenen Universitätsprofessor Dr. Cramer, der als Mennonit und Verehrer des Comenius bekannt war. Dieser konnte mir jedoch auch keinen Bescheid geben und wies mich wiederum an Dr. Brenn im Stadttorarchiv (Geldersche Kaade Nr. 7). Dieser brachte mir aber nur eine Festschrift nebst Broschüren, betreffend das 300 jährige Geburtsjubiläum des Comenius, was mir alles schon bekannt war. Anderes, was auf Comenius bezug hätte, besitze das Archiv nicht. Einen gewissen Anhaltspunkt gewann ich bei ihm aber doch: er meinte, ob vielleicht nicht ein Streit in betreff des Begräbnisses gewesen wäre. Der Pfarrer der reformierten Hauptkirche am Dam, Karl Bähr, werde mir wohl eine bessere Auskunft geben können, meinte der Archivar. Endlich fand ich dessen Wohnung an der Peripherie der Stadt (Konninginnenweg 95). Es war ihm zwar auch nichts näheres bekannt, doch meinte er, daß vermögende Amsterdamer Bürger ehemals wirklich ihre Gräber in der Umgebung Naardens besaßen, weil die Gegend etwas höher gelegen, mithin trockener ist als Amsterdam, wo das Wasser überall durchdringt, also auch die Gräber füllt. Warum aber Comenius gerade in der wallonischen Kirche sein Grab gefunden, wußte er nicht zu erklären. Befragt, ob Comenius nicht im Kirchenarchiv erwähnt wird, antwortete er verneinend. Er wird wohl der Kirche am Dam nicht angehört haben, meinte Herr Bähr.

So beschloß ich an Ort und Stelle noch, in Naarden zu forschen. Ich begab mich den nächsten Tag (10. Juni) zu meinem Bekannten in Naarden, Herrn G. J. van Roeper, einem Neffen des erwähnten Notars J. P. van Roeper, der das Grab des Comenius in der ehemaligen Klosterkirche, jetzt Militärkaserne (Klosterstraat) 1871 sichergestellt hat. Jetzt erfuhr ich noch, daß die oben erwähnten Kirchenschriften der wallonischen Kirchengemeinde einst im Besitze eines seiner Vorfahren, der 1760 katholischer Pfarrer zu Naarden war, gewesen sind. Nun fragte ich Herrn van Roeper, ob er etwas darüber wisse, warum der in Amsterdam verstorbene Comenius in Naarden begraben wurde, und warum gerade in der wallonischen und nicht in der Naardener holländischen reformierten Kirche? Dieser, als ob er auf meine Frage vorbereitet gewesen wäre, antwortete, halb deutsch, halb holländisch sprechend, folgendes:

„Amsterdamer Patrizier hatten in Crailoo, einer an Naarden grenzenden Gemeinde, auf dem dortigen Friedhofe ihre Familiengräber, da der Boden im nördlichen Holland und besonders in Amsterdam sehr seicht ist, so daß sich die Gräber bald mit Wasser füllen. Crailoo bei Naarden liege etwas höher als die Umgegend und die Gräber seien dort trockener. Comenius pflegte zur Sommerzeit in einer Villa seines Amsterdamer Hausherrn, Laurenz von Geer zu wohnen

[1] Im Jahre 1902 besichtigte ich noch das an derselben Gracht liegende Geersche „Huis met de Hoofden“ (mit der „Hoogere Burgeschool met 5jarigen Cursus vor Jongens“) welches Comenius während seines Amsterdamer Aufenthaltes bewohnte. Jetzt fand ich es wegen Baufälligkeit bereits niedergerissen, um einem Neubau Platz zu machen.

und sollte auch in der Gruft seines Wohltäters begraben werden. Tatsächlich wurde auch sein Leichnam hierher gebracht, weil aber damals in Amsterdam eine Epidemie herrschte, weigerte sich die Gemeinde Crailoo, den Leichnam des Comenius aufzunehmen. Damit nun der Leichnam nicht zurück nach Amsterdam geführt werden müßte, erklärte sich der wallonische Pfarrer bereit, den Leichnam in seiner Kirche beizusetzen, und so fand Comenius im Presbyterium (im Grabe Nr. 8) seine Ruhestätte."

So weit Herr van Roeper. Auf meine Frage, woher er das so bestimmt wisse, meinte er, er habe dies irgendwo gelesen, wisse sich aber nicht mehr zu erinnern, wo es gewesen wäre. Gleich darauf wandte ich mich noch an den Pastor der alten holländischen reformierten Pfarrkirche, was er von dieser Aussage halte. Dieser antwortete, es sei wohl möglich, daß sich alles so zugetragen habe, wie Herr Roeper meinte. Es war ihm jedoch nichts näheres bekannt.

Prüfen wir nun die Aussage des wohl einzigen Naardener Bürgers, der — obzwar Katholik — mit der Lebensgeschichte des Comenius ganz gut vertraut war. Daß ein Streit in betreff des Begräbnisses gewesen war, erhellt schon daraus, daß Comenius, der am 15. November gestorben ist, erst nach sieben Tagen, den 22., begraben wurde. Es scheint also, daß der Sarg mit den Überresten des Comenius längere Zeit unbeerdigt geblieben ist. Freilich fällt da auf, wie der Leichnam, der in die Gruft nicht gelegt werden durfte, seine Ruhestätte in einer Kirche haben konnte. Allein hier muß erwogen werden, daß die wallonische Kirchengemeinde über ihre Kirche selbständig verfügen konnte und daß dies erst nach gepflogenen Verhandlungen geschehen ist. Auch erklärt sich dadurch die Anmerkung des wallonischen Pfarrers im Kirchenbuche: „C'est apparemment le fameux Autheur du (!) Janua Linguarum". Er hat den Leichnam aus Achtung zu dem berühmten Namen des Verstorbenen aufgenommen.

Die hier oft erwähnten wallonischen Kirchenschriften befinden sich jetzt im Naardener, übrigens ziemlich ärmlichen Comeniusmuseum und die Marmorplatte mit dem arabischen „8", die bis 1861 (in welchem Jahre die Kirche in eine Kaserne umgewandelt wurde) über dem Grabe gelegen ist und nach Kvačala auch ein eingegrabenes, jetzt aber nicht mehr sichtbares lateinisches Distichon enthalten hat, wurde bei der Versteigerung im Jahre 1909 von einem Prager Bevollmächtigten um 650 holländische Gulden erstanden und befindet sich jetzt im Prager Museum des Königreichs Böhmen samt den beigelegten Beglaubigungsschriften des Naardener Notars J. P. van Roeper[1].

[1] Über meine zweite Reise zum Grabe des Comenius hielt ich 1911 im Prager altstädtischem Rathause, einen Vortrag der in einem Brünner Blatte vollinhaltlich veröffentlicht war. Hier gab ich nur das Wichtigste wieder.

AUSGELÖSTE KLÄNGE

Briefe aus dem Felde über antike Kunst von André Jolles, Leutnant der Landwehr
Veröffentlicht von Ludwig Pallat. Berlin 1916

André Jolles, der Verfasser der „Ausgelösten Klänge", war mehrere Jahre Privatdozent für Archäologie an der Universität Berlin. Von seiner wissenschaftlichen Bedeutung und Gelehrsamkeit zeugen seine Werke, wie „Die Bedeutung der Naturwahrheit in der Bildkunst" 1904. Vitruvs Ästhetik" 1905. Die ägyptisch-mykenischen Prunkgefäße" 1910. Aber weil in der Seele des rechten Gelehrten wie des rechten Philosophen — man denke, um gleich die größten Beispiele zu nennen, etwa an Plato oder an Nietzsche, aber auch an Mommsen könnte man sich unter anderem erinnern — das Feuer der Poesie, wenn auch meistens zurückgedrängt und in verborgenen Tiefen glüht, so hat auch Jolles nicht ganz dem in ihm lebenden dichterischen Schwunge gebieten können und u. a. auch Komödien verfaßt, darunter eine, „Alkistis" — zuletzt war er dann Leiter der Ausstellungsabteilung im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Als der Krieg ausbrach zog er als Kriegsfreiwilliger mit und steht jetzt als Leutnant im Westen, heroische Bewährung des geistigen Menschen.

Aus dem Felde sandte er in Briefen als eine Art Tagebuch diese Schrift über die tiefsten Probleme der antiken Kunst — vor allem über Homer, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes.

Merkwürdig, dieses Buch ist geschrieben worden ohne alle Bücher, ohne Bibliothek, ganz aus dem Kopf und dem Herzen heraus, und ist doch allein schon stofflich tief gelehrt, Philosophie und Poesie, Archäologie und Kunstwissenschaft, Philologie und Ästhetik haben an diesem Werke gleichen Anteil. Man erstaunt über die ausgedehnte Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verfassers, seine Fähigkeit, die Literatur und Kunst der ganzen Welt zu übersehen und zum Vergleich mit der hellenischen heranzuziehen, Dante und Michel Angelo, Giotto, Cervantes, Shakespeare, Sebastian Bach und Jaques Offenbach. Es ist ein erstaunlich geistreiches Spiel in Vergleichen, Bildern, dichterischer Intuition, hier und da selbst visionär und dabei allerlei Purzelbäume übermütigen Witzes — Ausgelöste Klänge. Es ist erstaunlich, daß der Krieg, in dem der Verfasser wacker mitgekämpft hat, ihm den geistigen Schwung nicht dämpfte, dieser furchtbare, ermüdende Stellungskrieg langer Monate im Jahre.

Obwohl der Verfasser sich von allen diesen Schrecknissen und Leiden in den lichten Himmel der Ideen gerettet hat und strenge die unendliche Mühsal des Krieges unter seine hochbeschwingte Seele zwingt, mahnt wenigstens hier und da doch ein Wort an die tolle Situation, in der das Büchlein entstand.

So heißt es S. 59—60: „Sonntag — ich möchte heute bei Euch sein und Euch vorlesen und Eure Gesichter sehen und vom Krieg erzählen. Möchte wohl wissen, wann er zu Ende sein wird. Er ist wie ein Gebirge, immer denkt man, wenn wir die nächste Spitze erreicht haben, sind wir oben — und immer täuscht man sich: Wenn Rußland erledigt ist, wenn wir Serbien besetzt haben ... wenn wir ... Und wenn wir endlich kommen, dann können uns gewiß die lachenden, zappelnden Kriegskindlein schon entgegen laufen und können uns schon viel erzählen. Sonntags-

träume und Sonntagserinnerungen: der trübselige Hornbläser in San Domenico bei Florenz, oder der feuchte, zottelige Brombergkopf bei Freiburg, oder das Havelwasser und die märkischen Hügel und Kinder, große und kleine Kinder. In der Champagne gibt es weder Kind noch Sonntag."

S. 65: „Verzeih' mir, wenn meine Briefe weniger überdacht und weniger zusammenhängend sind. Bei uns sind die Umstände nicht danach, über Kunst zu schreiben — ich versuche trotzdem meine Gedanken aus dem Dreck zu retten."

S. 66: „Unterbrochen. — Es gibt viel zu tun und das Wetter ist unbeschreiblich — man lebt in einem Kreidemorast. — Aber ich wollte über Aristoteles und Poetik schreiben."

S. 83: „Ich schreibe unter erschwerenden Umständen. Hole der Satan dies Schweineland."

Und so abgerissene Form auch diese ausgelösten Klänge als Soldatenbriefe haben müssen, im Grunde ist ein ganz systematisch wohl geordnetes Büchlein entstanden. Am Anfang steht Homer. Da haben wir (S. 19 ff.) eine wundervolle impressionistische Charakteristik homerischer Art. Dann kommt Aeschylos. Da heißt es S. 27 und 28: „Mehr über Aeschylos! Entweder man muß ein dickes Buch über ihn schreiben oder über ihn schweigen. Ebenso wie bei Dante ist es außerordentlich schwer, über Einzelheiten zu urteilen. Fängt man dagegen an, über das Ganze zu reden, so kommt man sehr leicht in etwas dicke, rhetorische Ausdrucksweisen hinein: gewaltig, erhaben, grandiös usw. Es gibt noch einen Künstler, mit dem sich Aeschylos in gewissem Sinne vergleichen läßt: Johann Sebastian Bach. Auch Bach hat dieses eigenartig Archaische, dieses Titanische, das zu gleicher Zeit kindlich ist und dieses nirgends unterbrochene Stilempfinden. Ein Satyrspiel von Aeschylos — eine komische Kantate von Bach, da liegt eine große Verwandtschaft. Aber bei Bach war das Milieu, wo seine Kunstwerke zur Aufführung kamen, gegeben, und er hat sich um Kirche und Sänger nicht weiter gekümmert. Aeschylos dagegen hat das griechische Theater gemacht." Weiter folgt ein schönes visionäres Bild, das religiöse Empfinden, das Aeschylos weckt, zu schildern (S. 54 ff.): „Ich war fast noch ein Knabe und schlief. In meinem Schlafe kam ein Cherub zu mir, ein geflügelter Stier. Er hob mich auf seinen Rücken und führte mich schlafend fort. Als ich erwachte, fand ich mich wieder in einem Gewölbe, finster war es, und man fühlte im Dunkeln, daß es unendlich weit war. Aber ein kleines Licht hatte er mir gegeben, wo war ich? In einem ausgehöhlten Berge? in einem Tempel der Titanen? Bei dem flackernden Schein sah ich die Wände. Waren es Spiele der Natur? Waren es hyklopische Bildwerke? Gestalten dehnten sich von oben bis unten, säulenhaft und streng, einige gebückt, einige hoch emporgerichtet. Es war so überwältigend, daß kein menschliches Wort dafür zu finden war — meine Sinne wollten mich verlassen, und das Leben wich aus meinen Gedanken. Ich konnte nur schluchzen und lachen und mich zu meinem kleinen Licht zur Erde werfen. Aeschylos! Cherub, Cherub, Du hast mich verlassen! Führe mich wieder! Es gibt Bauwerke, die so groß sind, daß Gott sie nicht duldet: die eiserne Stadt des Henoch, der Turm zu Babel. Da will ich hin — in ihren Trümmern will ich begraben sein. Ich, der kleine Unzufriedene — die Wohnungen der großen Unzufriedenen will ich noch einmal schauen. Soviel über das Religiöse bei Aeschylos."

Aeschylos und Sophokles werden in einem schönen, aus der griechischen Skulptur und Architektonik entlehnten Bilde miteinander verglichen (S. 57, 58, 59): „Wenn Du aus dem Parthenongiebel die Tauschwestern, oder aus dem Olympiagiebel die Hippodameia wegnimmst und die Figuren für sich betrachtest, so hast Du eine Gruppe, eine Statue, die ihren selbständigen Wert haben; Du kannst sie lange betrachten, ohne das Bedürfnis zu empfinden, sie mit anderen Figuren in Verbindung zu bringen. Und doch . . . sobald Du sie in ihre alte Umgebung zurückbringst, lösen sie sich von selbst in den Zusammenhang auf. Auch das Drama ist im gewissen Sinne eine Gruppenbildung — und Sophokles ist durch und durch klassisch. Bei Aeschylos tobt das Geschehen über, unter, hinter und vor der Bühne; seine Personen wandern in einer Wolke von Ängsten und Leidenschaften, Gespenstern und unbeherrschbaren Mächten. Es hängt alles zusammen; es baut sich auf, wie die Riesen Pelion und Ossa aufeinander stapeln, um den Olympos zu stürmen. Bei Sophokles dagegen herrscht Symmetrie in vitruvianischem Sinne. Bei ihm konzentriert sich die Schönheit in den Personen, so wie sie auf der Bühne stehen; die Figuren sind geschlossen und fest umrissen. Sie stehen in einer richtig gemessenen Entfernung im Raume; jeder für sich ist ein Ganzes — zusammen bilden sie von neuem ein Ganzes. Hier hast Du Ismene und hier Jokaste, und hier Haemon, dort ist Odysseus, dort Tekmessa, ich nehme sie heraus wie Hippodameia aus dem Giebel, aber kann ich dasselbe mit Jo, mit Atossa, mit dem Wächter machen? Tausendmal nein!

Überhaupt Sophokles ist ein klassisches Giebeldreieck, die Figuren sind von der hohen Mitte bis zu den spitzen Winkeln, von den wichtigen bis zu den gleichgültigen ausgeglichen. Die in sich fertigen Personen sind verbunden durch die klare und einfache dramatische Architektur, durch die rhythmische Linienführung, und der Chor umschließt sie dekorativ wie ein metrisches Geison. Auch die Probleme liegen in den einzelnen Menschen und die Konflikte entstehen daraus, daß Menschen anders sind — keiner hat Unrecht, keiner hat Schuld, aber in dem einen wohnt Glück, in dem anderen Unglück, oder das Glück zieht aus und überläßt die Wohnung dem neuen Bewohner, dem Schmerz. Und die Götter sind unbegreiflich und der höchste Baum im Walde wird am ersten vom Blitz getroffen. Leb wohl!!"

Dann kommt das Ende der großen hellenischen dramatischen Kunst mit Euripides und Aristophanes, seinem größten Gegner, der die alte heroische Kunst, die Aeschyleische und den alten hellenischen Heroismus als Lebensauffassung so erbittert und vergebens verteidigt, Aristophanes der Reaktionär. Hier finden wir eine tiefempfundene Darstellung der Frösche des Aristophanes. Zum Schluß heißt es S. 101: „Gewiß — aber das war in der Komödie. In der Wirklichkeit siegte Euripides, und die Tragik des Aristophanes lag darin, daß er, wenn er Aeschylos zum Siege hätte verhelfen wollen, selbst die Rolle des Aeschylos hätte spielen müssen. Aber nicht auf der Bühne, sondern in Athen, im Leben, in der Weltgeschichte. Und weil ihm das nicht gelang, weil die Zeit ausgerenkt war und er sie nicht einrenken konnte, weil er trotz seiner Gewalt und seiner Begabung nicht Aeschylos, sondern Aristophanes war, und weil die Parole statt Marathon Ägospotamoi hieß, darum haßte er Euripides."

Aber das Büchlein behandelt nicht nur das klassische Drama, sondern gibt auch ein wichtiges Kapitel aus der klassischen Dramaturgie. Die Lehre von ἔλεος

und φόβος aus des Aristoles Poetik, die Lehre von der Kartharsis; φόβος übersetzt Jolles mit „Angst“. Er gibt hier eine prachtvolle psychologische Schilderung der Angst und Angstgefühle. (S. 67, 68, 69, 71, 72, 81). „Im Kinderleben der Menschen und Völker gibt es so viel Beängstigendes. Vielleicht ist neben Liebe Angst das Ureigenste, was der Mensch besitzt. Auf den Schildern der alten Helden, vor den Türen der Heiligtümer, sehen wir manchmal einen grausigen Kopf mit großen runden Augen, einer herausgestreckten Zunge, wie bei den Erwürgten, mit Eberhauern und Schlangenrachen. Wir nannten es früher Gorgo — lernten aber, daß auch ein anderes Ungeheuer so dargestellt wurde: Phobos — Furcht — Angst. Da steht die Figur als Apotropaion, als Abwehrmittel. Furcht soll den Feind vom Helden, den Uneingeweihten vom Heiligtum fern halten. Man muß sich schon früh mehr oder weniger klar darüber gewesen sein, daß die Ursachen der Angstempfindung nur zum kleinsten Teile außerhalb und zum größten Teil innerhalb der Menschen liegen. Oder wenn wir uns anders ausdrücken wollen: Angst beruht in erster Stelle auf Einbildung. Das Reelle, was der Angst zugrunde liegt, ist ausnahmslos kleiner als das Irreelle. Ganz anders ist dieses zum Beispiel mit Leid und Schmerz, die immer bestimmte, reelle äußere Ursachen haben müssen und bei dem normalen Menschen nicht eingebildet sein können. Sobald man dieses verstanden hatte, mußte man einsehen, daß die Kampfmittel gegen Angst andere sein mußten als die Kampfmittel gegen Leid. Um Leid und Schmerz aufzuheben, muß man entweder die Ursachen entfernen, oder wenn dieses unmöglich ist, sich abhärten. Da für Angst wenig reelle Ursachen vorhanden sind, muß man hier einen anderen Weg gehen: man muß nicht die äußeren, sondern die inneren Ursachen aufheben.

Auch hier sucht das Kind schon instinktiv die Mittel — und auch der Mann hat die seinigen. Der verängstigte Knabe, der bei Nacht über den Kirchhof geht, singt und bewegt sich schnell, der furchtsame Mann nimmt einen Schluck aus der Schnapspulle. Da liegt der Weg, den jedes Naturvolk unabhängig gefunden hat: Gesang, Tanz und Rausch. War Prometheus, der Feuerträger, der erste, der gegen Phobos kämpfte — so war Bacchus, der Rebenspender, der Festgott, zweifelsohne der zweite. Vergessen wir nicht, daß die attische Tragödie aus dem Dionysosfest entstanden — und daß die aristotelische Katharsis eine Fortsetzung ist von den wüsten Feiern in den thrakischen Wäldern.

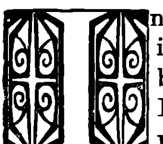
Die hohen Spitzen der klassischen Philologie mögen es unter ihrer Würde halten, bei „Hottentotten und Botokuden“ Weisheit zu suchen: wir sind weniger wählerisch und etwas wißbegieriger. Uns freut es, überall festzustellen, daß jedes denkende Wesen, es gehöre nur einem Natur- oder Kunstvolke an, beim Denken einen Gott findet, daß künstlerisch empfindende Stämme allzeit den Weg von Rausch und Brunst zum Chor zurücklegen und auf diesem Wege Metrum, Takt, Melodie und Maske finden.

Der dionysische Rausch, der Rausch des großen Dramas befreit uns von dieser Angst und dem mit ihm verbundenen Mitleid, in dem er uns vor das erhabene Schicksal stellt und zu uns spricht: auch Leid ist Lust und es gibt eine Lust die ist tiefer als das tiefste Herzeleid. Das ist die Katharsis — ist Reinigung der Gefühle, ist die Erlösung durch das Drama und durch Dionysos den Erlöser.“

In welchem Heere aller Zeiten mag ein Soldat in Not und Tod solche wissenschaftlichen und philosophischen Träume gehabt haben? Wir haben Ludwig Pallat zu danken, daß er dieses merkwürdige Ergebnis des Weltkrieges, dieses seltsame Stimmungsbild von der Front uns übermittelt hat. Vorangestellt hat Pallat dem Buche ein eigenes schönes Gedicht in klassischer Odenform, das mich in seiner kunstvollen Art eigentümlich an Otto Erich Hartleben mahnt, dort wo er die antiken Metra meistert. Keine schönere Empfehlung konnte dem Büchlein von Jolles mitgegeben werden als diese Strophen, zu denen es den Herausgeber begeistert hat.

GOETHE UND DAS KATHARSISPROBLEM

Von Gymnasialdirektor Dr. Georg Rosenthal, Fürstenwalde (Spree)



n seinem Aufsatz: Nachlese zu Aristoteles' Poetik (1827) gibt Goethe in der Überzeugung, daß alle philologischen Untersuchungen der bekannten Stelle des Aristoteles über die Katharsis keine ausreichende Deutung dieses Begriffes hätten erreichen können, die eigene Interpretation mit folgender Übersetzung: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung..., die nach einem Verlauf von Furcht und Mitleid mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt.“ Zur weiteren Erklärung fügt Goethe folgende Bemerkungen hinzu: 1. Aristoteles spricht nicht von der Wirkung auf den Zuschauer, sondern wenn die Tragödie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln hindurchgegangen sei, so müsse sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater selber ihre Arbeit abschließen. Ähnlich äußerte sich Goethe im gleichen Jahre am 29. März 1827 in einem Brief an Zelter: „Aristoteles, der das Vollkommenste vor sich hatte, soll an den Effekt gedacht haben! Welch ein Jammer!“ — 2. Die aussöhnende Abrundung wird nicht nur vom Drama, sondern von allen poetischen Werken gefordert. — 3. Goethe knüpft an eine Stelle der Politik des Aristoteles 1342,8 an: „An den heiligen Liedern sehen wir, wie die Menschen, so oft sie jene heiligen Gesänge, welche die Seele in Entzücken versetzen, gehört haben, in einen Zustand kommen, als hätten sie eine Heiligung und Katharsis erfahren.“[1] Goethe findet hier ausgesprochen, daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könne, indem durch heilige Melodien die in den Orgien erst aufgeregten Gemüter wieder besänftigt würden und also auch wohl andere Leidenschaften dadurch ins Gleichgewicht gebracht werden könnten. Goethe stimmt hier dem Aristoteles nicht bei. „Daß hier von einem analogen Fall die Rede sei, leugnen wir nicht, allein er ist nicht identisch. Die Wirkungen der Musik sind stoffartiger, wie wir auf jedem Ball sehen können, wo ein nach sittiggalanter Polonäse aufgespielter Walzer die sämtliche Jugend zu bacchischem Wahnsinn hinreißt.“ — 4. Die Musik sowenig als irgend eine Kunst vermag auf Moralität zu wirken, und es ist immer falsch, wenn man solche moralischen Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen das

---

[1] ὥσπερ ἰατρείας τυχόντας καὶ καθάρσεως.

allein. Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden. Doch solche Erweckungen werden die Künste nur zufällig veranlassen. Was die Künste aber vermögen und wirken, das ist eine Milderung roher Sitten, welche gar bald in Weichlichkeit ausartet. Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen inneren Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüt und das, was wir Herz nennen, in Unruhe versetzen und einem vagen, unbestimmten Zustande entgegenführen; diesen Zustand liebt die Jugend und ist daher für solche Produktionen leidenschaftlich eingenommen. — 5. Hat der Dichter an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöst, so wird dann dasselbe in dem Geiste des Zuschauers vorgehen: Die Verwicklung wird ihn verwirren, die Auflösung aufklären, er wird aber um nichts gebessert nach Hause gehen. Er würde vielmehr, wenn er asketisch aufmerksam genug wäre, sich über sich selbst verwundern, daß er ebenso leichtsinnig als hartnäckig, ebenso heftig als schwach, ebenso liebevoll als lieblos sich wieder in seiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen.

Wenn wir die einzelnen Sätze Goethes zusammenfassen, so ergibt sich aber folgende Auffassung von der Katharsis: Unter allen Umständen ist nicht darunter eine sittliche Einwirkung auf den Zuschauer zu verstehen, sie hat mit dem Inhalt der Kunstwerke überhaupt nichts zu tun, sondern geht nur die Form an, nicht aber allein die Form der Tragödie, sondern die Form aller poetischen Werke, und besteht in einer aussöhnenden Abrundung des Kunstwerkes. Die Aussöhnung und Lösung ist zum Abschluß notwendig, wenn das Dichtwerk ein vollkommenes sein soll, dann erst ist seine „Konstruktion" gelungen. Die Knüpfung und Lösung des Knotens, wenn sie würdig vollzogen ist, wird einen ähnlichen Vorgang im Geiste der Zuschauer sich abspielen lassen. Das ist aber kein moralischer Prozeß, sondern ein intellektueller: Aus Verwirrung wird er zur Aufklärung gelangen. — — — —

Es ist ja selbstverständlich, daß Goethe, durchdrungen von der Wahrheit des Grundsatzes: l'art pour l'art, mit Entschiedenheit die Meinung ablehnen muß, als habe Aristoteles in seiner Definition der Tragödie an eine moralische Besserung des Zuschauers durch die Tragödie gedacht. Lessing hatte letztere Auffassung noch in der Hamburger Dramaturgie (Nr. 78) zum Ausdruck gebracht: „Da nämlich, es kurz zu sagen, diese Reinigung in nichts anderem beruht als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten ..., wenn die Tragödie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, so muß sie uns von den beiden Extremis (zuviel und zu wenig Mitleid) reinigen." Doch als „ein Jammer" kommt es Goethe vor zu glauben, Aristoteles habe an den Effekt gedacht, — den Goethe nur als einen moralischen zu interpretieren vermag. Moralische Leistungen dürften überhaupt von keiner Kunst verlangt werden; das könne jedermann an sich selber erproben, da nach dem Genuß der Kunstwerke wohl niemand eine Hebung seiner Moral feststellen könne. Auf die Moralität vermöchten nur Philosophie und Religion zu wirken. — An den letzten Punkt möchte ich anknüpfen, daß nur Philosophie und Religion unsere Moralität zu ändern und zu bessern imstande seien. Inwiefern kann Philosophie eine Hebung menschlicher Sittlichkeit herbeiführen? Welche Disziplin der Philosophie? Man möchte geneigt sein, an die Ethik zu denken. Aber weder die empirische Entwicklung sittlicher Gebote noch die kritische Scheidung

zwischen kategorischen und hypothetischen Imperativen ist an sich fähig, uns von nun an einzig dem kategorischen Imperativ huldigen zu lassen. Man lese ganze moralische Abhandlungen Ciceros, Senekas, Kants, und der Erfolg wird gleich negativ sein. Die Beschäftigung mit den Theorien der Moral steigert noch nicht die Moral selber. Und so lange Religion gleich Morallehre angesehen wird, vermag auch Religion kaum nennenswerten Einfluß auf die sittliche Läuterung der Menschen zu gewinnen. Aber doch ist der Philosophie ebenso wie der Religion eine Wirkung eigen, die nicht sittlicher Art ist, die aber Goethe weder hier noch bei den Künsten in seinem Aufsatze erwähnt. Ich nehme als Beispiel eine kleine, vielgelesene Schrift Kants: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Ich erfahre daselbst den Unterschied zwischen einem Handeln aus empirischen Motiven heraus und einem Handeln, das einzig und allein aus Achtung vor dem Gesetz sich erfüllt. Ich erfahre die edelste Norm des kategorischen Imperativs: „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person einer jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst." Ich erfahre schließlich die Vorstellung eines königlichen Menschen oder eines reinen Vernunftwesens (Reklam S. 42): „Die reine und mit keinem fremden Zusatze von empirischen Anreizen vermischte Vorstellung der Pflicht und überhaupt des sittlichen Gesetzes hat auf das menschliche Herz durch den Weg der Vernunft allein einen so viel mächtigeren Einfluß als alle anderen Triebfedern, die man aus dem empirischen Felde aufbieten mag, daß sie im Bewußtsein ihrer Würde die letzteren verachtet und nach und nach ihr Meister werden kann." Die Vorstellung eines vernünftigen Wesens, das rein Selbstzweck sein will, das, durchdrungen vom Bewußtsein seines Bürgerrechts in der intelligiblen Welt, bei dem Gedanken erbebt, sich in die Bande der Sinnlichkeit verstrickt zu sehen, ist von einer Erhabenheit, die uns im Geiste loslöst von dem Staub des Alltagslebens und den Schlingen der Begierde. Da ist nichts mehr von der Peitsche des Moralgesetzes, und das Urteil: Der Mensch als Vernunftwesen ist frei — wird ein synthetisches Urteil a priori, worin nach Kant allein reine Metaphysik zu finden ist, ein Urteil, das hervorwächst aus der reinen Anschauung des Menschen als eines Vernunftwesens, das nicht in die Grenzen der Empirie allein zu bannen ist, und zugleich mein Wissen vom Menschen in ungeahnter Weise bereichert. Die Erkenntnis eines solchen synthetischen Urteils a priori hat für die Erziehung der Menschheit einen so gewaltigen Einfluß, wie ihn kein noch so lapidares Gebot: „Du sollst nicht. . ." ausüben kann. Dabei ist dieser Einfluß kein streng moralischer, daß ich nun hinginge und meine Güter verkaufte, um das Geld den Armen zu geben. Der grenzenlose Unterschied zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, zwischen des Gesetzes Größe und menschlicher Schwachheit, zwischen dem Heiligen und der Schuld, zwischen der Gottheit auf ihrem Weltenthron und unserer irdischen Blöße ist derartig erschütternd, daß uns der Gedanke, nun dem Ideal gleich sein zu wollen, wie vermessen vorkommt. Nur grenzenlose Verachtung, so spricht auch Kant, des würdelosen Standpunktes keimt auf, die uns vielleicht „nach und nach" Meister desselben werden läßt. — Aber auch jede andere wirkliche philosophische Behandlung eines Problems, selbst eines so trockenen wie des Schematismus der reinen Verstandesbegriffe, welcher uns erst die uns umgebende Verstandeswelt buchstabieren läßt, vermag den erhabenen Moment heraufzuführen, in welchem ich meine irdische Kleinheit

gegenüber den uns umwebenden unfaßbaren Gewalten fast sinnfällig erlebe. — Jeder, der philosophische Studien getrieben hat, wird sich auf solche Erlebnisse besinnen — und wird daraufhin Goethe nicht beistimmen können, daß die Philosophie moralische Wirkungen ausübe, daß sie Pietät und Pflicht aufrege. Es ist merkwürdig, daß Goethe in seinem Aufsatze diesen Zustand und diese vorher geschilderte Wirkung gar nicht kennt, auch da nicht, wo er von der Musik spricht. Er schreibt der Musik nur eine stoffartige Wirkung zu, lehnt aber jede andere Einwirkung ab, weil er jede andere Einwirkung als die stoffliche glaubt als eine moralische bezeichnen zu müssen. Hier liegt der Grund zu einem wesentlichen Irrtum Goethes, daß er Wirkung sofort mit moralischer Wirkung identifiziert und auf Grund dieser Verwechslung in einem Vorurteil befangen die Möglichkeit einer jeden anderen Wirkung nicht mehr erkennen kann. Aristoteles spricht in der Politik gar nicht von einer moralischen Wirkung der Musik: „Die heiligen Gesänge versetzen die Seele der Hörenden in einen Zustand, als hätten sie eine Heilung und Katharsis erfahren." Goethe aber, im Bann jener Meinung, man spreche nur von moralischen Leistungen der Kunst, fürchtet sofort wieder einen Hinweis auf solche moralische Leistung und sagt polemisierend, Aristoteles habe davon gesprochen, daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könne. Goethe hält den Fall bei der Musik für analog der Tragödie, aber nicht identisch. „Denn die Wirkungen der Musik sind stoffartiger, wie wir auf jedem Ball bei einem Walzer beobachten können." — Gewiß, die letzten Wirkungen sind stoffartig. Aber erschöpfen sich die Wirkungen der Musik darin? Sind nicht ihre Wirkungen oft doch durchaus identisch mit denen der Tragödie oder mit denen der Philosophie, daß alles Sinnliche trotz der sinnlich gegebenen Gehörbilder oder Gesichtsbilder der Kunst wie von einem gewaltigen Strome hinweg gerissen scheint und der Mensch des Irdischen entkleidet auf einmal in grenzenloser Einsamkeit dasteht? Wie oft behandelt nicht Beethovensche Musik das heroische Thema Leid un Erlösung! Alle Mächte der Welt stürmen auf den Tondichter ein: Furcht, Trotz, Verzweiflung, Liebe, Haß — — die Töne jagen und überwerfen sich und verfolgen entsetzlicher als die Erinnyen ihr Opfer. Dem Wahnsinn nahe bricht die Kraft des Menschen zusammen. Und dann ein Adagio, welches ein tieftrauriges, übermenschliches Leid uns ausmalt, wie es ein aus der Seligkeit in die Verdammnis gestoßener Geist nur zu erleben vermag. Aber soll Resignation und Verdorren der Menschen Aufgabe sein? Ein kühner Willensentschluß, eingeleitet durch die Frage: Muß es sein? erhebt sich entschlossen zur Antwort: „Es muß sein!" Hierin vollzieht sich die Erlösung der Gemarterten und ein neuer jubelnder Aufstieg zu dem, was wir menschliche Größe nennen. — Ist hier von stoffartiger Wirkung die Rede? Ist, weil der Held seine sittliche Würde wiedergefunden hat, deswegen auch uns der Antrieb zum sittlichen Handeln gegeben? Es ist wie oben der gleiche Fall: Goethe kennt nur eine moralische Wirkung neben rein stofflicher Wirkung. Daß zwischen beiden eine andere Wirkung liegt, wie ich sie oben bei der Philosophie und hier bei der Musik als unzweifelhaft eintretend geschildert habe, entgeht Goethe. Und doch scheint mir alles darauf anzukommen, daß diese die Mitte zwischen stofflicher und moralischer Wirkung haltende Kunstwirkung begrifflich gefaßt werde.

Goethe aber bleibt nicht bloß doktrinär in der Ablehnung der moralischen Wirkung, sondern beruft sich auch auf die empirische Wirkung, welche Tragödien und

tragische Romane auf den Geist der auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen inneren Ausbildung fortschreitenden Menschen ausüben. Diese Wirkung beschwichtige nicht das Herz, sondern versetze das Gemüt und das, was wir Herz nennen, in Unruhe und führe einem vagen unbestimmten Zustande zu, den die Jugend liebe und um dessentwillen sie leidenschaftlich für solche Produktionen eingenommen sei. — Zweierlei scheint mir Goethe unrichtig hier in eins zusammengebracht zu haben, und doch scheint mir eine gewaltige Kluft zwischen beiden Dingen zu klaffen. Das was die Jugend für solche Produktionen leidenschaftlich einnimmt, ist einzig und allein das Stoffliche. An dem Stoffe begeistert sie sich, sie lebt, liebt und stirbt sozusagen mit ihrem Helden. Die Schauer des Grausigen, die Erregungen des Kampfes, das Bangen um Glück und Leben reißt sie aus dem Alltagsleben hinweg und vermag sie in weltfremde Träumer zu verwandeln. Nerven und Muskeln spannen sich in kritischen Situationen, Tränen begleiten den Untergang, Jubel die Rettung. Doch das sind Äußerungen, die auch der nicht zum Kunstwerk erhobene Stoff hervorruft, sie liegen einzig und allein im Stoff selber und ergeben sich gleichfalls bei dem nüchternsten Bericht tatsächlicher Geschehnisse. Aber das Kunstwerk hat doch noch andere Wirkungen. Ähnlich also wie bei der Musik knüpft Goethe hier an eine Wirkung an, die er selber stoffartig nennt, die aber, wie er selber in früheren Zeiten anderswo oft bekannt hat, nicht die spezifische Wirkung des Kunstwerks ausmacht. Neben dieser stoffartigen Wirkung aber spricht Goethe an gleicher Stelle von einer anderen, der Herbeiführung eines vagen, unbestimmten Zustandes. Die Jugend, vom Stoff gepackt und hingerissen, ist in einem ganz bestimmten, sehr deutlich nachzuempfindenden und klar zu beschreibenden Zustande. Der vage und unbestimmte Zustand aber ist gewissermaßen eine Folge der stofflichen Wirkung, ja er vermag so gewaltige Macht zu gewinnen, daß die stoffartige Wirkung demgegenüber völlig in den Hintergrund tritt. Es ist der Zustand, den ich oben bei der Darstellung der Wirkung beim Studium philosophischer Probleme und der Wirkung der Musik zu schildern versucht habe. Es ist der Zustand, den uns Schiller z. B. in den Kranichen des Ibykus vorgeführt hat. Die Orestie des Aischylos ist im Theater zu Korinth dargestellt worden, der Chor der Erinnyen hat bei der Verfolgung des Muttermörders Orest sein furchtbares Lied gesungen.

„So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär.
Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbaren Macht,
Die richtend im Verborgenen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkle Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht."

Fürwahr, das ist ein vager, unbestimmter Zustand, der mit dem Stoffe nichts mehr zu tun hat, sondern neben dem Stoffe einhergeht, und, da er nicht vom Stoff kommt und kommen kann, — ebenso wie der vage, unbestimmte Zustand bei der Musik nicht von der sinnlichen Erscheinung der Töne herrührt — deswegen von einer besonderen Form des Kunstwerks seine Kraft und Bedeutung gewinnt. Nachdem ich nun von drei Seiten her diesen seltsamen und doch von jedermann bereits erlebten Zustand zu fassen mich bemüht habe, möchte ich ihn benennen: er ist kathartischer Art, jenes Streben zwischen Trug und Wahrheit, d. i. zwischen der Wahrheit des Alltags und den Ahnungen einer anderen Ordnung der Dinge. Denn das kann doch wohl nur mit dem Worte „Trug" gemeint sein. Drei Wirkungen also haben wir zu unterscheiden: die stoffliche, die moralische und zwischen beiden die kathartische Wirkung. Wir sind dann zu dem berühmten Wort des Aristoteles Katharsis zurückgekommen. Man hat gemeint, eine attische Tragödie sei etwas anderes als eine moderne Tragödie. So schreibt v. Wilamowitz (im Herakles (I. 109): „Was der Dichter von der Tragödie als solcher forderte, das lag in deren äußerem Anlaß. Sie ist ein Teil des dionysischen Gottesdienstes." Und kurz zuvor die Definition: „Eine attische Tragödie ist ein in sich abgeschlossenes Stück der Heldensage, poetisch bearbeitet in erhabenem Stile für die Darstellung durch einen attischen Bürgerchor und zwei bis drei Schauspieler, und bestimmt, als Teil des öffentlichen Gottesdienstes im Heiligtum des Dionysos aufgeführt zu werden." Durch den Zusatz „poetisch bearbeitet" hebt v. Wilamowitz meines Erachtens das Besondere der attischen Tragödie wieder auf, denn der attische Bürgerchor, die Zahl der Schauspieler, das bestimmte Fest werden zu sekundären Bestimmungen gegenüber der Festsetzung, daß die poetische Bearbeitung eines Stückes der Heldensage vorliegt. Die Poesie hebt das einzelne Geschehen in ein Land mit Grenzen, die kein Pilgrim auf Erden findet. Die Züge des einzelnen Menschen fallen ab und hervor tritt der Mensch, der allein uns Menschenkinder zu ergreifen vermag, ob er nun auf der Bühne des Aischylos oder des Aristoteles oder einer modernen drehbaren agiert. Auch der Prinz von Homburg bietet ein Stück Heldensage; auch hier hat der Dichter, wie jeder große Künstler, der an ein altes Motiv wieder anknüpft, dieses nach seinen Zwecken umgebogen. Es mag uns als Forscher interessieren, das Verhältnis der fertigen Dichtung zu ihren Quellen zu untersuchen; als zuschauende Menschen interessiert uns nur der menschliche Konflikt. v. Wilamowitz schreibt unbegreiflicherweise: „Der Affekt, der sich am Schluß des Kleistschen Dramas entlädt, ist doch wohl von Furcht und Mitleid sehr weit entfernt, ist Patriotismus." Nein, die tragische Katharsis liegt anders. Wir haben Mitleid mit dem Helden und Furcht für ihn empfunden, gleich seiner tapferen Braut, gleich seinen treuen Kameraden, haben menschliche Niedrigkeit schuldbefangen vor des Gesetzes hehrer Größe wieder kennen gelernt, und nun folgt die Erlösung, die meine Seele ebenso jubelnd und aufatmend empfindet wie alle die Gestalten des Schauspiels: es gibt Menschen, Männer und Frauen, die Helden sind. Das ist ein Klang, wie ein Aufjubeln in einem vierten Beethovenschen Satz, der hebt uns weg von unserer engen Welt, der lehrt uns andere Dinge, als nur die Erfahrung Stunde um Stunde weist. Und wenn der stolze Gedanke, den wir in der Katharsis erleben, in politisch bewegter Zeit sich zufällig umsetzt in den Siegerwillen: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!", so ist das ein natür-

licher patriotischer Schluß, den man in tiefster Friedenszeit freilich nicht so wird erleben können wie in kriegerischen Tagen. Aber dieser Ausruf bleibt doch sekundär gegenüber der kathartischen Wirkung, die aus der Darstellung von Furcht und Mitleid im Schicksal des Helden hervorgeht. Patriotismus ist nicht der Zweck unseres Dramas, wenn auch der Dichter ein Patriot gewesen ist. Als einem Patrioten aber ist ihm das Stück nicht gelungen, sondern weil er Dichter war. Wäre Patriotismus seine Absicht gewesen, dann hätte die Kunst Einbuße gelitten. Denn mit Goethe würden wir bekennen, daß solche moralischen Leistungen der Kunst nicht abverlangt werden dürfen. Doch nicht nur diesem seit den Tagen des Altertums bestehenden und um seiner selbst willen achtbaren Kunstgesetze tut v. Wilamowitz unrecht, wenn er sagt: „Der Affekt, der sich am Schluß des Kleistschen Dramas entlädt, ist doch wohl von Furcht und Mitleid sehr weit entfernt, ist Patriotismus,“ sondern er legt auch dem griechischen Worte περαίνουσα (scl. τὴν κάθαρσιν) eine Bedeutung bei, die ihm nicht zukommt. v. Wilamowitz übersetzt oder interpretiert, (was doch wohl das gleiche ist) „am Schluß entlädt sich“. περαίνω aber heißt etwas zu Ende bringen, etwas, was vorher unvollendet war, zur Vollendung führen; nicht aber heißt es, am Ende einer Reihe von Geschehnissen einen Schluß anbringen. Die Katharsis spinnt sich lange vor dem Schluß an, ich möchte sagen, von dem Augenblick an, wo ich die stoffliche Entwicklung des Stückes übersehe, wo mich also der Stoff als solcher so gut wie gar nicht mehr interessiert. Gibt es doch seit Euripides, ja schon seit Homers Proömien Dichter, die in den ersten Versen ihr ganzes Vorhaben und ihren gesamten Plan mit aller Deutlichkeit bloß legen und doch durch die Art der Entwicklung das volle Interesse ihrer Leser wachhalten. Da, wo der Stoff im wesenlosen Scheine schier versinkt, beginnt die Katharsis, die Erlösung aus aller irdischen Gebundenheit heraus. v. Wilamowitz behauptet, wir könnten das als unschätzbar angesehene Kleinod der aristotelischen Lehre von Furcht und Mitleid nicht mehr brauchen. Ja freilich, wenn man wie er glaubt, sie streife an das Philistergefühl, sich aus der Misere des Lebens auf ein paar Stunden dadurch zu entrücken, daß man sich recht ausweint und auslacht, dann sieht man mit ihm wie mit Goethe nur das rein Stoffliche, das aber im ganzen Kunstwerk das Allergeringste ist.

(Schluß folgt.)

LEIBNIZ

Zum 200 jährigen Gedenktage seines am 14. November 1716 erfolgten Todes



nter den Philosophen der erste deutsche Denker von weltgeschichtlicher Bedeutung, gleich ausgezeichnet als Mathematiker und Naturforscher, als Historiker und Diplomat, war Leibniz, einer der umfassendsten und tiefsten Geister, die je gelebt haben. Man hat ihn oft mit Aristoteles verglichen, und in der Tat darf er vielleicht als der letzte von allen jenen großen Persönlichkeiten bezeichnet werden, die noch einmal wie jener antike Forscher das ganze Wissen ihres Zeitalters zu einer geschlossenen Einheit zusammenzufassen vermochten. Es gibt kaum ein Gebiet der Erkenntnis und des Lebens, in das er nicht tätig eingegriffen hätte. Ebenso wie wir noch heut sagen können, daß wir keine Gedankenreihe zu gestalten vermögen, ohne dabei irgendwie mit dem erprobten Geistesgut des Aristoteles fortzuarbeiten, so ist auch von den schöpferischen Antrieben Leibnizens so viel in unser geistiges Leben aufgenommen, daß wir noch fort und fort, meist ohne es zu wissen, auf seinen Spuren wandeln.

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde am 21. Juni 1646 in Leipzig geboren. Als Fünfzehnjähriger bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studieren. Aber trotz dieses jugendlichen Alters hatte er sich bereits umfangreiche Kenntnisse angeeignet, so daß er nicht nur in den Schriften der Alten wohl belesen war, sondern daß er auch von der Scholastik und dem Zustande Logik ein für die damalige Zeit sehr anerkennenswertes Wissen besaß. Diese Studien setzte er dann auf der Universität eifrig fort, namentlich unter Scherzer und Jakob Thomasius. Als er darauf nach Jena ging, gewann hier besonders Erhardt Weigel einen starken Einfluß auf ihn, und dies war auch die Zeit, wo er sich ebenso mit Baco, Descartes und Hobbes, wie mit Keppler, Galilei und Gassendi und ihrer mechanischen Weltanschauung eingehend vertraut machte. Charakteristisch ist es, daß er schon 1663 in Leipzig bei der Ablegung seines Baccalaureatsexamens ein Thema behandelte, das ihn sein ganzes Leben lang fortgesetzt beschäftigte, nämlich die Frage nach dem Ursprung und Wesen der Individuation (de principio individui). Von Jena nach Leipzig zurückgekehrt, schrieb er 1666 für das akademische Abschlußexamen eine damals viel gerühmte Abhandlung über die logische Kombinationslehre (de arte combinatoria). Eine Streitsache verhinderte ihn, an seiner Heimatsuniversität die akademische Laufbahn zu beginnen. Infolgedessen begab er sish nach Altorf und wurde hier zum Doktor der Rechte promoviert. Von Boineburg veranlaßt, trat er bald danach in kurmainzische Dienste und befaßte sich während dieser Zeit besonders mit der Behandlung von rechts- und staatswissenschaftlichen Problemen. Hier begann er auch den Briefwechsel mit den großen Gelehrten seiner Zeit, so mit Hobbes, Spinoza, Arnauld. Nicht lange danach suchte er Paris auf, wo es ihm zwar nicht gelang, Ludwig XIV. für seine Pläne zu gewinnen, wo er sich dafür aber nunmehr erst in der mathematischen und mechanischen Wissenschaft vollkommen

heimisch machte. In diese Zeit fällt auch seine beginnende Auseinandersetzung mit Descartes und Spinoza, und andererseits entdeckte er hier fast gleichzeitig mit Newton im Jahr 1676 die Differentialrechnung. Nicht viel später finden wir ihn in Hannover als Bibliothekar, Hofrat und Mitglied der Kanzlei, wo er von nun auf fast allen wissenschaftlichen und praktischen Gebieten eine arbeitsreiche Tätigkeit entwickelte und namentlich sein philosophisches System immer gründlicher durcharbeitete. Nebenbei unterrichtete er auch noch die Prinzessin Sophie Charlotte, die im Jahre 1684 den späteren König von Preußen, Friedrich I., heiratete; und dies wurde dann der Anlaß, daß Leibniz auch zum preußischen Hof in sehr nahe Beziehungen trat. Er wurde hier der Organisator und Präsident der Akademie, und setzte dann, so oft er nach Berlin kam, seine philosophischen Gespräche mit der Königin im Schloß zu Charlottenburg fort. Ferner aber war er auch noch Bibliothekar von Wolfenbüttel, sowie diplomatischer Agent in den mannigfachsten Angelegenheiten. Im Jahre 1704 schrieb er seine Versuche über den menschlichen Verstand gegen Locke, die aber erst lange nach seinem Tode herausgegeben wurden. Für die Königin verfaßte er im Jahre 1710 eine Reihe von Aufsätzen, die später unter dem Titel Theodizee zu einem Ganzen vereinigt wurden. Während seines Aufenthaltes in Wien schrieb er 1714 für den Prinzen Eugen die Prinzipien der Natur und der Gnade; um diese Zeit auch die Monadologie. Während einerseits seine Stellung zum Hof von Hannover immer ungünstiger wurde, sind andererseits die letzten Jahre seines Lebens auch noch durch Streitigkeiten mit den Newtonianern getrübt worden, und so starb er in tiefer Verbitterung am 14. November 1716.

Abgesehen von seiner Mitentdeckung der Differentialrechnung, beruht der Weltruhm dieses großen Mannes doch auf der schöpferischen Kraft seiner Philosophie. Aber man kann nicht sagen, daß es sein System als System wäre, das diese tiefgehende Wirkung ausgeübt hätte. Dieses führt bekanntlich den Namen „Monadologie" und ist in seiner Fassung stark bestimmt durch die Einflüsse, die von der mathematischen Physik ausgingen. Wie diese die Atomentheorie erneuert hatte, d. h. die Auffassung, daß die ganze Körperwelt aus einer unendlichen Vielheit letzter, unteilbarer Stoffteilchen bestehe, so schloß sich auch Leibniz dieser Hypothese an, nur daß seine Atome nicht Stoff-, sondern Kraftatome waren, die er als solche Ureinheiten oder Monaden nannte. Aber gerade das war, philosophisch angesehen, das wenigst Originelle, weil sich hierin noch die Abhängigkeit der Philosophie von der Naturwissenschaft kund gab. Denn als man sich im 17. Jahrhundert von der aristotelisch-scholastischen Metaphysik lossagte, war eben dies das Eigentümliche, daß die Philosophie sich nun erst wieder eine neue Grundlage geben mußte und dadurch zunächst unter die vorherrschenden Einflüsse jenes Zeitalters geriet. Diese aber waren doppelter Art. Einerseits hatte sich nämlich von allen Wissenschaften zuerst die Mathematik und Mechanik selbständig gemacht, und daher entstand nun auch eine Erkenntnisrichtung, welche die Philosophie nach Art der mathematischen Methode neu zu begründen suchte. Andererseits aber hatte sich die Meinung Geltung verschafft, daß alle wissenschaftliche Forschung von der sinnlichen Beobachtung ausgehen und durch induktive Bestimmung zu immer allgemeineren Kenntnissen fortschreiten müsse. Diese physiologische Methode hatte sich hauptsächlich in

England ausgebildet, jene mathematische dagegen in Frankreich. Sobald daher die Philosophie von diesen Strömungen erfaßt wurde, geriet sie dementsprechend auf dem Festlande hauptsächlich unter den Zwang des mathematischen Denkens und Vorstellens, in Großbritannien aber unter den des psychophysiologischen Positivismus. Nun ist aber eins sicher, daß eine jede Wissenschaft solange noch völlig unselbständig ist, solange sie methodisch im Bann anderer Erkenntnisarten steht. Das aber war das Schicksal der ganzen Philosophie von Baco bis Kant und ebenso der heutigen, sofern sie noch immer entweder die Richtlinie der mathematisch-mechanischen oder der physiologischen Erkenntnistheorie festzuhalten sucht. Die Philosophie ist im strengen Sinne erst dann Philosophie, wenn sie sich gegen alle anderen Wissenschaften in Freiheit setzt.

In diesem Sinne muß man nun auch von Leibniz sagen, daß seine Philosophie ebenfalls noch an den mathematischen und mechanischen Problemen orientiert ist. Aber dabei bleibt es doch bei ihm nicht. Denn gerade dies ist das Bewunderungswürdige an seiner Gedankenarbeit, daß er trotz des Ausganges von jenen Sonderwissenschaften die ersten Spatenstiche für den Bau einer vollständigen Erneuerung der Philosophie getan hat. Mag auch das Gerüst dahinsinken, das er sich gezimmert hat, so ist es doch dreierlei, was einen unvergänglichen Bestand hat: erstens die Tatsache, daß er die Vorbedingungen geschaffen hat, die Philosophie aus der Grundnatur des deutschen Geistes zu reformieren; zweitens diejenige, daß er den Übergang von der mechanischen zur sittlichen Weltanschauung vorbereitet hat, und endlich drittens diejenige, daß von ihm zuerst der Versuch ausgegangen ist, die Freiheit als das Prinzip der ganzen Weltordnung geltend zu machen.

Inbezug darauf ist aber folgendes zu sagen. Wenn es überhaupt etwas gibt, was erst mit der Entwicklung des deutschen Geisteslebens der Menschheit zum Bewußtsein gekommen ist, so ist es die Gewißheit, daß alle Wahrheit ihren letzten Grund nicht in den Objekten und den objektiven Zusammenhängen hat, sondern in den ihnen zugrundeliegenden Subjekten. Mag die ganze übrige Welt glauben, daß der Mensch alles von der Natur der Sachen aus bestimmen müsse, so ist es dem Deutschen dafür tief ins Geblüt versenkt worden, daß vielmehr die Natur der Persönlichkeit der Urgrund alles Wirklichen ist. Das aber war es, wenn Leibniz verkündete, daß der substanzielle Grund jedes wie immer gearteten Daseins, nicht ein stoffliches Sein, eine materiell und räumlich angelegte Wesenheit, sondern vielmehr stets eine selbsttätige Kraft sei. Denn nichts anderes als diese selbsttätige Kraft ist der Urstand alles Persönlichen, wie es sich in seinem vollendeten Zustand dann zur Selbsterkenntnis, Selbstbildung und Selbstverantwortung entwickelt. Und so betont Leibniz immer wieder, daß jenseits aller mathematisch-mechanischen Weltkonstruktion sich die wahre Welt als ein persönlicher, von persönlichen Kräften gestalteter Organismus darstelle. Wohl hat auch jene mathematisch-mechanische Forschung ihre notwendige Berechtigung, aber nur für die Welt der Erscheinungen, nicht für die Erkenntnis des Wesensgrundes. Mit Leibniz bereitet sich die ganz neue Epoche der Philosophie vor, wo nicht mehr die Objekte, sondern die Subjekte; nicht mehr die Sache, sondern die Person der Ausgangspunkt alles höheren Erkennens wird.

Dadurch war es nun auch bedingt, daß die mechanische Weltbetrachtung sich im Geiste von Leibniz zu einem ethischen Idealismus vertiefte. Je strenger er die Wissenschaft der mathematischen Physik von allen ihr fremdartigen Denkweisen fernzuhalten suchte, desto sicherer gelangte er andererseits zu der Überzeugung, daß die natürliche Welt nicht die einzige und ganze Welt, sondern daß sie einer höheren sittlichen Welt ein- und untergeordnet sei. Alle Vorgänge, so erklärte er, lassen sich auf eine doppelte Weise erklären: durch das Reich der Kraft oder die wirkenden Ursachen und durch das Reich der Weisheit oder die Zweckursachen: daß Gott wie ein Architekt die Körper als bloße Maschinen nach den mathematischen Gesetzen der Größe erschaffen, sie jedoch zum Gebrauch der Seelen bestimmt hat. Über die Seelen aber, die der Vernunft fähig sind, herrscht er wie über seine Bürger, die mit ihm selbst eine Art von Gemeinschaft bilden: nach Art eines Fürsten, ja eines Vaters, der nach den sittlichen Gesetzen der Güte regiert und alles zu seinem Ruhme lenkt. So durchdringen sich diese beiden Reiche überall, ohne daß doch ihre Gesetze sich jemals vermengen und stören, sodaß stets zugleich im Reiche der Kraft das Größte und in dem Reiche der Weisheit das Beste zustande kommt. So dient denn nach ihm die mechanische Welt der Ursachen einer sittlichen Welt der Urzwecke, und als solche muß diese von der Philosophie begriffen werden, die dadurch ein von Grund auf ethisches Gepräge empfängt. Somit bildet sich nun gleichsam ein neues selbständiges Grundbewußtsein der philosophischen Erkenntnis, das sich erst langsam von dem Zwang der mathematischen und physiologischen Vorstellungsweise freimachen mußte, um sich dann im Zeitalter unseres klassischen Idealismus zu seiner vollen Bedeutung zu erheben. Leibniz ist der erste Zeuge dafür, daß die Philosophie sich im deutschen Geiste nicht mehr kosmologisch, sondern ethisch zu erfassen beginnt.

Die Welt der Sittlichkeit ist aber die Welt der Freiheit. Denn nur ein solches Wesen ist wahrhaft sittlich, das sich grundsätzlich durch nichts Anderes bestimmen läßt, sondern sich kraft des ihm innewohnenden Urgeistes zur freien Selbsttätigkeit, Selbstbildung und Selbstverantwortung emporringt. Das aber vermag niemals der bloß natürliche, sinnliche, psychische Mensch, sondern nur der höhere, sich aus der Wesensgemeinschaft mit dem Ewigen bestimmende Mensch. Demnach ist auch die so vermittelte Freiheit kein Werk der Natur, sondern ein Geschenk der Gnade, und als solche hat sie Leibniz zuerst philosophisch begriffen. In der vernünftigen Seele oder dem Geiste, so verkündet er, liegt etwas mehr als in den Monaden, ja selbst in den einfachen Seelen. Der Geist ist nicht nur ein Spiegel des Universums der Geschöpfe, sondern außerdem ein Ebenbild der Gottheit. Deshalb gehen alle Geister, seien es Menschen oder Genien, kraft der ewigen Vernunft und Wahrheit mit Gott eine Art Gemeinschaft ein und sind die Mitglieder des Gottesreiches, d. h. des allervollkommensten Staates, der von dem größten und besten Monarchen gebildet und geleitet wird. Und das geschieht keineswegs durch eine Umwälzung der Natur, sodaß das, was Gott den Seelen bestimmt, die Gesetze der Körper stören müßte, sondern gemäß der Ordnung der natürlichen Dinge selbst, kraft der Harmonie, die seit aller Zeit zwischen dem Reiche der Natur und dem der Gnade, zwischen Gott als als dem Baumeister und Gott als dem Seelenbeherrscher

prästabiliert ist. Die Natur führt sonach selbst auf die Gnade hin, wie andererseits die Gnade die Natur vervollkommnet, indem sie sich ihrer bedient. Seit Leibniz wissen wir daher, daß des Reich der Gnade dasjenige der sittlichen Freiheit ist. Denn nur da ist Freiheit, wo wir uns aus dem lebendigen Urgeiste des Ganzen selbst zu bestimmen vermögen, und daß wir das können, ist das Wesen der Gnade.

Wer so zu sprechen vermochte, der ist nicht gestorben, wenn auch sein Körper schon zweihundert Jahre im Grabe liegt. Die Saat, die von diesem Säemann ausgestreut wurde, ist herrlich aufgegangen. Größere sind nach ihm gekommen, die mit seinem Pfunde fortgewuchert haben. Aber solange Deutsche deutsch zu denken vermögen, wird der Geist Leibnizens immerdar unter ihnen fortleben.

Ferdinand Jakob Schmidt

STREIFLICHTER

Zur wirtschaftlichen Lage der bildenden Künstler. — Das Jahr vor dem Frieden sah den ersten Versuch, unsere Künstlerschaft wirtschaftlich zu vereinigen. In München, Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg sowie in den Kunststätten Westdeutschlands entstanden Wirtschaftsverbände. Allein die Abneigung der freien Kunst gegen jede Art von Fesselung kewirkte es, daß den neuen Organisationen nur ein ganz geringer Teil deutschen Kunstlebens angeschlossen war. Es kam der Krieg und traf hart. Die Museumskäufe hörten auf und das private Kapital stellte seine verfügbaren Gelder der Kriegshilfe zu, wurde es doch als ebenso unmoralisch wie vaterlandslos empfunden, Heim und Haus im Dunkel dieser Zeit um ein Kunststück zu bereichern.

Die jungen Organisationen der Künstler haben in voller Tatkraft eingegriffen, um auf dem Wege der Auftragsvermittelung, der Regelung von Absatz und Bezug, des Wettbewerbswesens sowie der Vorsorge gegen Meterpreis-Verkäufe den ihnen angeschlossenen Mitgliedern die pekuniären Kriegsschwierigkeiten zu erleichtern. Ihr direktes Unterstützungswesen, der Künstlerhilfsausschuß sowie das von dem Kartell der Verbände mit dem Zentralkomitee des Roten Kreuzes abgeschlossenen Vertrag, Badekuren oder einen mehrwöchentlichen Erholungsaufenthalt für als dienstuntauglich vom Heeresdienste entlassene Künstler zu erwirken, haben unseren Künstlern reichen Nutzen geschaffen. Leider ist nun aber von der gesamten deutschen Künstlerschaft noch nicht einmal ein Drittel in irgend einer Form den bestehenden Organistaionen angeschlossen, so daß demnach über dreiviertel der bildenden Kunst ungeschützt dasteht und als einzige Hilfen die Maßnahmen einiger Bundesstaatsregierungen sowie einiger kapitalskräftiger Städte für sich in Anspruch nehmen kann. — Die Heereseinberufungen haben nun gerade die jungen und wirtschaftlich am schwächsten dastehenden Elemente direkten Notlagen entrissen. Gerade der Heeresdienst aber hat uns, als Gegenstück hierzu, ein neues wirtschaftliches Künstlerproletariat gezeitigt. Es sind das alle jene Elemente, welche nicht direkt Kriegsinvaliden wurden, aber dennoch zu den Heeresuntauglichen gerechnet werden. Nervenzerrüttung, Nervenschwäche, Herzschwäche, Bruch, Blutungen, chronische Magenleiden, sind Erkrankungen, die zu einer Dienstzurückstellung und Entlassung führen, ohne indessen einen Anspruch auf den Bezug einer Rente zu begründen. Mittellos, gesundheitlich geschwächt, sind jene aus dem Heere Entlassenen einzig allein auf sich und ihre Leistungskraft angewiesen. Niemand aber hängt mehr von der Kraft seiner Nerven und der Konstitution seines

Körpers ab, als gerade der Künstler. Jene Hilfen, welche die einzelnen Bundesstaaten und Städte den Künstlern bieten, beruhen aber vorzugsweise auf der Erschließung neuer künstlerischer Arbeitsgebiete. So hat das Generalkonservatorium der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns Aufträge für kirchliche Kunst erteilt, München hat zu der Ausschmückung von kommunalen Gebäuden 258 000 Mark bewilligt, Leipzig hat Entwürfe ausgeschrieben, Breslau hat 10 000 Mark für Aufträge bewilligt, das hessische Ministerium hat zu einer besonderen Heranziehung der künstlerischen Hand gemahnt. In verschiedenen Städten wurden Kriegskunstwerke zu namhaften Summen angekauft.

Dem kranken, nervenschwachen Künstler ist es versagt, sich hier eine Einnahmequelle zu verschaffen, denn er ist weder zu Entwürfen noch zu Neuarbeiten fähig. Und wenn der Geist und das Wollen in dem ermüdeten Körper auch noch wach ist, wenn gerade die scharfen und schweren Eindrücke der Zeit im Felde neue Bilder, neue künstlerische Ziele hat erstehen lassen, dann fehlt es nicht selten an dem lumpigen Nötigsten, an der Beschaffung von Arbeitsraum und Farbe. Im Felde hat die Sorge nicht gedrückt, wer zahlt die Ateliermiete, oder man hat auf Grund der Kriegsgesetze Stundung beantragt. Der Zahlungsschutz und die Folge der Nichtzahlung, aufgehoben durch das Kriegsgesetz, sind in ihren Wirkungen sowohl mit der Zurückstellung als naturgemäß auch mit der Entlassung wirkungslos geworden. Die ängstlichen Gläubiger, froh, ihren Mann erwischt zu haben, kommen mit ihren angesammelten Forderungen. Künstlerelend, Kriegselend.

Man sollte mehr an diese Dinge denken.... Manch starkem Talent werden heute auf diese Art die Schwingen eingebogen, manch strebender Künstlergeist bleibt müde und findet sich nie zur schaffenden Kraft zurück. Ströme von Bitterkeit zersetzen das feinnervige Künstlerherz und die freudige Kraft, die allein dem Schaffen den echten, den großen Zug gibt, taucht in müdem Hohne unter.

Diesen Existenzen ist nur zu helfen, wenn ihnen Gelder in die Hände gegeben werden, damit die Gesundheit sich in Kur- und Arztbehandlung stärken, die notwendigen Anschaffungen gemacht werden können. Das Kapital des Künstlers sind seine Werke. Mit dem Ankaufe dieser seiner verkörperten Schaffenskraft ist ihm zu helfen. Das Geld ist heute da, flüssiger als sonst. Vielfache übergroße Verdienste, die Kapitalien, die sonst auf Reisen dem Auslande zugetragen werden, ermuntern zum Kaufe. Und es wird auch gekauft! — Sich mit echten Tassen, edlen alten Möbeln zu umgeben, ist sicherlich eine zu beneidende Freude, man denke aber heute mehr an das Bild, die Bronze, die Zeichnung, die eine noch lebende Hand uns schuf! — Und wenn man zu dem Bildeinkauf schreitet, wenn man mit einer Plastik liebäugelt und die Feinheiten einer gezeichneten Linie sich in sein Heim zu tragen anschickt, dann frage man nicht so eilig noch erst nach den doch auch „bekannten" Namen. Man kaufe aus Liebe zur Kunst, als Hilfswillen zum Künstler und nicht aus der Eitelkeit heraus sich — einen Namhaften leisten zu können. Man wünsche im Kunstverlag auch weniger nur die Kriegsbilder zu sehen. Jene hilfsbedürftigen Elemente können uns jetzt keine Kriegskunst bieten, sie sind noch zu müde — vom Kriege. Später fragt danach! Zu Geschenken, in den Weihnachtstagen, sind bedeutende Summen für diese Kriegszeichnungen und Kriegsbilder ausgegeben worden. Man fand das „passender". Die Friedensbilder jener, welche im Kampf litten, die kühnen und friedenssonnigen Landschaften, die der Krieger mit tausenden, nun fast gebrochenen Hoffnungen, Wünschen, Zielen vordem schuf, blieben an den Wänden hängen und die ganze Veränderung, die mit ihnen vorging, bestand nur darin, daß man ihren Preis herabsetzte.

Sollte das sein? Darf das sein?!... — — Man überlege doch einmal.

G. Buetz-Dessau

Zu Leibniz 200. Todestag. — Am 14. November dieses Jahres bringt der Verlag von Felix Meiner in Leipzig eine neue Ausgabe von Leibniz „Deutschen Schriften" heraus, die bisher so gut wie unzugänglich waren. Zunächst erscheinen zwei Bändchen unter dem Titel „Muttersprache und völkische Gesinnung" und „Vaterland und Reichspolitik", herausgegeben von dem Wiener Universitätsdozenten Dr. W. Schmied-Kowarzik. Die Schriften, die einer Zeit gleich ungeheuren blutigen Geschehens wie der unsrigen entsprangen, werden nach mehr als einer Hinsicht überraschend zeitgemäß wirken. — Derselbe Verlag veröffentlicht gleichzeitig eine neue Übersetzung der „Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand", Leibniz, systematischem Hauptwerk, durch Professor Ernst Cassirer, den bekannten Leibnizforscher.

Es ist bedauerlich, daß selbst der Burgfriede nicht imstande gewesen ist, die Angriffe, mit denen die Freimaurerei von jeher beehrt worden ist, zum Schweigen zu bringen. Man will von manchen Seiten nicht sehen, was für ein großer Unterschied zwischen englisch-amerikanischer, romanischer und deutsch-skandinavischer Maurerei besteht. Die erstere ist erstarrt und nichts als ein Freundschafts-Klub mit Versicherung auf Gegenseitigkeit, die romanische Freimaurerei ist eine Partei mit radikalen und antikirchlichen Tendenzen. Nur allein die deutsch-skandinavische Maurerei hat die ursprüngliche Idee weiter ausgebaut und zwar nach der Seite des Idealismus hin. Man sollte doch das Häuflein Männer in Frieden lassen, das nichts will, als die eigene Erziehung und Übung in der Lebenskunst. Die deutsche Freimaurerei ist national „bis in die Knochen", und wenn der Humanitätsgedanke, die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, auch notwendigerweise in seinem letzten Ziel eine internationale brüderliche Vereinigung aller Menschen zur Grundlage hat, so ist doch die deutsche Freimaurerei überzeugt, daß dieses Ziel nur durch Erziehung, nicht durch Verbrüderung, noch weniger durch internationale Politik und Mischmasch erreicht werden kann. Man sucht in den Bauhütten, wie in den Kirchen, das „Land Gottes mit der Seele", schlägt aber einen andern Weg ein als die Kirchen. Wozu das Geschimpfe?!

Wolfstieg

Man hat sich oft gewundert, wie es möglich war, daß der um die Geschichte der Freimaurerei hochverdiente verstorbene Direktor Dr. Begemann in seiner auf Urkunden und anderem Material aufgebauten Geschichte der Freimaurerei in England zu dem einfach wunderlichen Resultate kommen konnte, daß die heutige K. K. aus der Werkmaurerei entstanden sei. Ich habe in den Preußischen Jahrbüchern 1911, S. 532 ff. darauf hingewiesen, daß das im wesentlichen auf der ganz unzulässigen Übertragung der philologischen Methode auf historische Dinge und an der falschen Fragestellung liege. Bei weiteren Studien bin ich nun auf einen anderen Fehler Begemanns gestoßen. Begemann übersetzt das Wort „craft", welches Gewerk oder Fertigkeit heißt, durch „Zunft". So kommt er immer wieder auf „Zunftmaurerei". Zunft heißt im Englischen des 15.—18. Jahrhunderts stets company oder company of the craft, gelegentlich corporation. Gegensätzlich dazu ist die Society of the freemasons, das heißt die in den Logen organisierte „Brüderschaft der Freimaurer". In den Logen, die über ganz England seit dem 14. Jahrhundert einen einzigen Bund bilden, nimmt man auch Fremde, zuerst auch Frauen auf; in den Zünften, die rein lokal sind, und nirgends miteinander zusammenhängen, niemand anders als Werkmaurer, die 7 Jahre ihr Handwerk (craft) erlernt haben. Diese Zünfte haben mit der Freimaurerei nur insofern etwas zu tun, als nach dem Verbot jedweder Brüderschaft in England (1545) die Society bei der Company unterkroch.

Wolfstieg

Comenius-Abend. — Am 17. November fand in diesem Winter der erste Vortragsabend unserer Gesellschaft in dem Saal des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht statt. Es war gewünscht worden, daß die Frage der Einheitsschule noch einmal besprochen werden sollte. Hierbei hatte unser verehrtes Mitglied, Herr Direktor Prof. Wetekamp, dankenswerter Weise den einleitenden Vortrag übernommen. Der Besuch war wiederum sehr gut, und wir hatten auch die Freude, unser Mitglied S. Exzellenz den Herrn Minister Dr. v. Studt unter uns zu sehen. In der Sonntagsnummer der „Vossischen Zeitung" vom 19. d. M. findet sich über die Verhandlung folgender Bericht:

Über den Vortrag Prof. F. J. Schmidt veranstaltete die Comenius-Gesellschaft einen Erörterungsabend, an dem Direktor Wetekamp den einleitenden Vortrag hielt. Er sprach gegen die Vorschulen, aber auch gegen den sechsjährigen Unterbau und forderte Einrichtung von Kindergärten, um alle Kinder reif für die unterste Klasse der Volksschule zu machen. Für die höheren Schulen trat er für weitgehende Wahlfreiheit auf der Oberstufe ein.

Danach stellte Professor Schmidt Thesen auf, in denen er für die einheitliche Organisation des Schulwesens als Nationalerziehung eintritt, ferner eine Differenzierung der Schüler nach Maßgabe ihrer individuellen und sittlichen Anlagen verlangte und endlich Reformmittelschulen vorschlug, die auf die ersten drei Jahre der Volksschule aufgebaut werden sollen.

Direktor Buchenau schlug vor, in einer Kommission die Mindestforderungen der verschiedenen Typen festzustellen, um zu einer einheitlichen Organisation des Schulwesens zu gelangen. Er verlangte auch in der Grundschule schon Differenzierung nach den Begabungen und forderte für die Schule die Unterordnung der besonderen Zwecke unter die der allgemeinen Menschenbildung. Bei der Differenzierung bzw. Gabelung auf der Oberstufe forderte er, daß die Höchstbegabten in das humanistische Gymnasium einträten, daß also für dieses die schärfste Auslese stattfände.

Herr Tews erklärte sich im wesentlichen mit den Forderungen Direktor Wetekamps einverstanden. Er verwahrte sich dann dagegen, daß in der Einheitsschule die Freiheit der Eltern angetastet werden sollte und versprach sich von dem Besuch der allgemeinen Volksschule, wenn auch nur auf drei Jahre, eine sozialerziehliche Wirkung, hauptsächlich auf die Eltern. Den sechsjährigen Unterbau, an dem er festhält, denkt er für besonders Befähigte durch Überspringen von Klassen verkürzen zu können. Er betonte, daß die Fragen der höheren Schulen zwar in den Bereich der Besprechungen der Volksschullehrer gezogen, aber nicht erschöpfend behandelt worden sei. Besonders wichtig ist, daß auch die Begabungen auf dem Lande freie Bahn erhalten. Nachdem Professor Neumann darauf hingewiesen hatte, daß der Süvernsche Schulentwurf ganz andere Verhältnisse als heute zur Voraussetzung gehabt habe, forderte er für das vielgegliederte Deutschland von heute auch eine vielgegliederte höhere Schule. Direktor Cauer sprach warm für das Mannheimer System. Für diejenigen, die in dem gewöhnlichen Schullaufe versagten, forderte er die Errichtung von Mittelschulen. Hierauf entwickelte Stadtschulrat Dr. Reimann seine neuen Schulpläne, mit denen er der Einheitsschule auch in Berlin auf den Weg zu helfen hofft.

Der Abend bedeutet entschieden einen Schritt vorwärts zur Verständigung über die Einheitsschule in der Form eines nach Begabungen differenzierten Schulsystems, in dem ohne Unterdrückung der Privatschulen jedes Kind nach seinen Begabungen gefördert werden soll.

Die von dem Vorsitzenden der Besprechung zu Grunde gelegten Thesen hatten den Wortlaut: 1. Die Comenius-Gesellschaft tritt ein für die einheitliche Organisation des gesamten öffentlichen Erziehungs-Schulwesens. 2. Alle Schulen müssen in erster Linie Bildungsanstalten für die Grundlegung der gemeinsamen Nationalerziehung sein.

3. Ihre Differenzierung hat zu erfolgen mit Rücksicht auf die Grundarten des nationalen Berufslebens und nach Maßgabe der individuellen Geistesanlagen. 4. Es muß jedem Kinde ermöglicht werden, sich diejenige Schulbildung anzueignen, die seiner sittlichen und intellektuellen Bestimmung gemäß ist. 5. Das zur Zeit nötigste Erfordernis ist die Errichtung von Reform-Mittelschulen, die nach dreijährigem Elementar-Unterricht für die drei weiteren Schuljahre mit den höheren Reformschulen in Übereinstimmung gebracht, für die folgenden Jahre aber den Zwecken der mittleren Berufe angepaßt werden.

Indische Dichtungen. — Die ungeheure Vielseitigkeit der altindischen Poesie als Heldendichtung, als philosophische Gedankenlyrik und als zarte, stimmungstiefe und zugleich glutvolle Liebespoesie wird der Gegenwart wiederum durch eine Reihe neuer vortrefflicher Übersetzungswerke nahe geführt. Grundwerk aller indischen Poesie bleibt das unerschöpfliche Riesengedicht „Mahabharata", dem noch zur Seite das andere Nationalepos „Ramajana" zu stellen ist. Das Mahabharata in der Form, in der es heute vorliegt, als ein Riesenwerk in 18 Büchern von ungefähr 90 000 Doppelversen (Slokas), kann nicht als „Epos" im eigentlichen Sinne des Worts bezeichnet werden, noch ist es das Werk eines einzelnen Verfassers oder auch nur eines Zeitalters, sondern es ist eine im Laufe von mehreren Jahrhunderten entstandene Sammlung von Dichtungen sehr verschiedenartigen, teils erzählenden, teils belehrenden Inhalts, die nur deshalb zu einem ganzen vereinigt erscheinen, weil sie alle, wenn auch noch so lose, an eine Haupterzählung anknüpfen, oder in diese eingefügt worden s nd. Der Kern dieser uralten Dichtung ist jedenfalls die rein heroische Sage, die eigentliche Heldendichtung. Diese handelt von dem Vernichtungskampfe, den zwei mit einander verwandte Fürstengeschlechter, die Kauravas und Pandavas — oder „Kuruinge" und „Panduinge", wie Holtzmann sie nennt — miteinander führten. Uns sind durch Rückert märchenhafte Teile, das reizende Gedicht von Nal und Damajanti, bekannt. Gerade die Kerngedichte, eben jene Lieder, vom Kampfe der Kuruinge und Panduinge, sind in Deutschland dagegen recht wenig bekannt. Es bestand allerdings längst eine vortreffliche Übersetzung, es sind die „Indischen Sagen", übersetzt von Adolf Holtzmann, erschienen in drei Bänden, Karlsruhe 1845 bis 1847; die zweite Auflage erschien in zwei Bänden, Stuttgart 1854. Kein geringerer als Friedrich Hebbel begrüßte diese indischen Dichtungen als eine erwünschte Bereicherung der deutschen Literatur. Mit Freude ist es daher zu begrüßen, daß jetzt eine Neuausgabe dieser wahrhaft klassischen Übersetzungen Hotzmanns, veranstaltet von M. Winternitz, in hochvornehmer und stilvoller Ausstattung im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erschienen ist. Ich möchte ganz besonders auf die schon genannten und uralten kernhaften Heldengedichte hinweisen. Sie wurden in ihrer ursprünglichen Form von den Barden, die an den Höfen der altindischen Könige lebten, bei Festen und Siegesfeiern vorgetragen. Später wurden sie von den Priestern, den Brahmanen, übernommen; diese haben die ursprünglich rein weltlichen Heldendichtungen in ihrem Sinne beeinflußt, sodaß sie vielfach einen religiösen Anstrich erhielten. Mythen und Legenden, lehrhafte Beziehungen und ganze Abschnitte moralischer und religiöser Dichtung haben die Brahmanen eingefügt. Holtzmann hat die ursprunglichen Lieder herauszuschälen versucht, und es ist ihm gelungen, mehrere engzusammenhängende Einzelepen und -episoden in abgeschlossener Form zu geben. Über Wesen und Charakter seiner Arbeiten unterrichtet er in dem Vorwort zur 2. Ausgabe, das auch der Neuausgabe vorangestellt ist. Ich verweise auch auf seine hochinteressanten Erörterungen über die Versform, die er entsprechend dem Geiste der indischen Dichtung seinen Nachdichtungen gegeben hat. —

Die tiefsinnige und bereits alle methapysischen Ideenkreise umspannende Gedankenwelt des alten Indiens spiegelt sich schon in den Upanishads (vielleicht 700 bis 800 Jahre vor Chr.) Mit einer überwältigenden Größe und Kraft, Kühnheit und Klarheit der Gedanken und Bilder, mit einer feurigen und stolzen Begeisterung wird sie schon hier verkündet. Die Bewegung setzt sich fort in der späteren Upanishaden-Literatur, sie erfüllt mit ihrem Geist das große Epos Mahabharata, sie sucht und erhält immerwährend neue Formen, Synthesen und Symbole in Buddhismus und Jainismus. In schönster und reichster Blüte hat sie sich entfaltet in der geistvollen Dichtung „Bhagavadgita", die äußerlich betrachtet als eine Episode des genannten Epos in wahrhaft indischer Weise der Erzählung eingefügt ist. Bhagavadgita, d. h. der Sang des Erhabenen, ist eine religiös-philosophische Dichtung mit starkem epischen Einschlag, als deren Grundsatz das leuchtende Motiv „Tu deine Pflicht! Nach dem Erfolg des Handelns frage nicht!" wiederkehrt. Auch diese wundervolle erhebende und erbauende Dichtung erscheint jetzt in einer vortrefflichen Übersetzung von Leopold v. Schröder in der Sammlung „Religiöse Stimmen der Völker" (bei Eugen Diederichs, Jena). v. Schröder hat dem Gedicht eine ebenso warmherzig wie instruktiv geschriebene Einleitung vorangeschickt. — Fast noch mehr bietet dem nach Weisheit und Wahrheit wie nach Erhebung und Schönheit dürstenden Laien das Buch „Der Weisheit letzter Schuß" von Paul Eberhart (ebenfalls Verlag von Eugen Diederichs, Jena), in dem die Religion der Upanishads im Sinne erfaßt und in ihrem Geiste und Stil gefaßt erscheint. Es ist ein im höchsten Sinne Geist und Herz befriedigendes monumentales Buch, dessen Seiten lebendige und sich immer herrlicher entfaltende religiöse Empfindungen und Gedanken erschließen, ähnlich etwa wie die von Inbrunst und göttlicher Klarheit getragenen Epigrammata des Angelus Silesius. Nicht Weltverneinung, nicht „Pessimismus" ist Anfang und Ende dieser Weisheit, sondern dieser Geist, der lebendig und begnadet mit Engelszungen spricht, atmet in jedem Wort eine glühende Bejahung für alles, was ihn umgibt, er ist der Geist des Lebens selbst. Das Phänomen, welches die Inder nicht müde werden zu betonen, faßt Eberhard auf als ein gedanklich nicht mehr erfaßbares und dennoch gefühlsbetontes Sein, als eine tiefste Seligkeit in dem Schaffenden und Geschaffenen, ein Ergriffensein von Gott und in Gott, wie es auch der ärmste Mensch irgendwie einmal erlebt: Meister Eckehardt spricht von dem Wesen und Urgrund der Seele und er meint dasselbe wie die indische Weisheitslehre.

In eine ganz andere Welt versetzen die zarten und doch glutvollen Liebeslieder des Buches: „Die indische Harfe" von Hans Bethge. Das Buch selbst zunächst ist eine geradezu monumentale Leistung deutscher Buchausstattungskunst. Es ist auf echt holländisch van Gelder Bütten gedruckt, in großem Format gehalten. Eine besondere Zierde bilden die in der Farbenwirkung wie in der Linienführung gleich schönen und aparten Steinzeichnungen von Hasler. Das kostbare Buch ist erschienen im Berliner Verlag Morawe & Scheffel. Bethge hat sich schon manchmal Verdienst um die asiatische Dichtung erworben. Seine Sammlungen und Übersetzungen japanischer, chinesischer, persischer Gedichte sind alles Lobes wert. Gerade seine eigene zarte lyrische Art scheint diesen duftigen Blüten exotischer Poesie entgegenzukommen. Die schwüle Glut des indischen Sommers und der üppigen Regentage liegt über diesen Liebesposien; aber leuchtend heben sich die menschlichen Gestalten, fast klassisch edel und keusch, aus der bunten Pracht der betäubend duftenden Gärten und Haine. Jedes Gedicht besteht nur aus wenigen Zeilen, aber jedes — so ähnlich sie alle einander sind — ist doch von einer individuellen Empfindung, von einer besonderen Situation getragen, und widerstandslos gibt sich die Seele des Lesenden dieser einschmeichelnden Sprache, diesen lockenden Bildern, diesen feinen zarten und doch üppigen Liebesstimmungen hin. Von Dichtern sind hauptsächlich Kalidasa (5. Jahrh. n. Chr.), Bhartrihari und Amaru (beide 7. Jahrh. n. Chr.) vertreten.

Dr. Hans Benzmann

LITERATUR-BERICHTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

VIII. Jahrg. Berlin, im November 1916 Nr. 5

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

BÖTTCHER, MAXIMILIAN. „Vaterland." Schauspiel aus Preußens Nacht und Not in drei Akten. Neue verbesserte Auflage (8.—12. Tausend). Leipzig, Verlag von Gretlein & Co., 1916. Geheftet M 1, gebunden M 2.

Böttcher hat sich bereits durch die Veröffentlichung der beiden, in demselben Verlage erschienenen vaterländischen Romane: „Heim zur Scholle" und „Willst du Richter sein?" auch als echter Volkserzieher bewährt. Jener preist den sicheren Boden der Heimatscholle und erörtert an der Hand scharf gezeichneter Charaktere ebenso allgemeine Tages-, wie ewige Menschheitsfragen in gleich anschaulicher und ergreifender Weise; dieser, hauptsächlich für landwirtschaftliche Kreise bestimmt, zeigt im Rahmen einer spannenden Handlung hohe sittliche Begeisterung und edle, von der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Erkenntnis überzeugte, christliche Demut. Für die Schule insbesondere wertvoll ist aber Böttchers Schauspiel: „Vaterland", das die Ereignisse beim Abschluß der Konvention zu Tauroggen im Jahre 1812 behandelt. Hauptperson ist darin natürlich der alte Recke Yorck in seiner patriotischen Begeisterung, wie in seinem gewaltigen Seelenkampfe zwischen unbedingtem militärischen Gehorsam und brennender Vaterlandsliebe. Trotz des Königs Unentschiedenheit, wie sie sein von Seydlitz überbrachtes Schreiben aufs deutlichste offenbart, schließt sich Yorck den Russen unter Diebitsch an. Recht gut gezeichnet ist namentlich auch die Figur des Leutnants Hegewald, der zu früh zu den Russen übergeht, um das Bündnis mit ihnen zu vermitteln, sich in Tauroggen jedoch wieder Yorck stellt, vom Kriegsgericht wegen Fahnenflucht trotz gleicher Gesinnung der lediglich von altpreußischem unerschütterlichem Pflicht- und Gehorsamsgefühl durchdrungenen Richter dem Buchstaben des Gesetzes gemäß zum Tode verurteilt, aber schließlich begnadigt wird. Im ganzen Stücke ist namentlich die allgemeine Not auf der einen und die hell aufflackernde Flamme glühendster Vaterlandsliebe auf der anderen Seite in kraftvoller dichterischer Gestaltung dargestellt.

Karl Loeschhorn

CORDES, J. G., Pastor. „Briefe in die Front." (2. Reihe.) 2. Aufl. Leipzig: Eger 1916. 64 S. 8°. M 0,25.

FENDRICH, ANTON. „An Bord." Kriegserlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands. Stuttgart: Franckh 1916. 140 S. 8°. M 1,60.

GOMOLL, WILHELM. „Im Kampf gegen Rußland und Serbien." Leipzig: Brockhaus 1916. VI, 391 S. 8°. M 10.

NEUDEGGER, MAX JOSEF (München). „Zum Weltkrieg 1914-16." Geschichts- und kulturpolitische Betrachtungen für Staatsmänner, Historiker . . . München: Ackermann 1916. 48 S. 8°. M 1,20.

PAASCHE, HANS. „Fremdenlegionär Kirsch." Eine abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutschen Schützengraben in den Kriegsjahren 1914-15. Berlin: Scherl o. J. 180 S. 8°. M 1; geb. M 2.

STEINDORFF, ULRICH. „Kriegstaschenbuch." Ein Handlexikon über den Weltkrieg. Mit 5 Karten. Leipzig: Teubner. VI, ca. 320 S. 8°. Geh. M 3; geb. M 3,50.

WEGENER, GEORG, Professor Dr., Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier. „Der Wall von Eisen und Feuer." Ein Jahr an der Westfront. Leipzig: Brockhaus 1915. 190 S. 8°. M 1.

Die Kriegsliteratur ist heute schon unübersehbar; ich lege hier einiges vor, das mir gerade zuging. Das Werk von Cordes enthält Briefe, welche der Verfasser an die Front schrieb. Die ersten 15 sind schon früher veröffentlicht. Es sind das keine Briefe, die man auf einen Zug durchlesen kann, sondern etwas für besinnliche Leute, die sich für die Kriegs- und Friedensfragen in tieferer Weise interessieren. — Fendrichs Arbeiten (es gibt deren mehrere) sind alle wegen ihrer spannenden, trefflichen und warmherzigen Darstellung sehr geschätzt. Auch das hier vorliegende Buch ist schön geschrieben, ein Heldenlied von dem Geiste und dem Schaffen unserer blauen Jungen. Es sei herzlich empfohlen. — Das prachtvoll ausgestattete und mit vielen Bildern versehene Buch von Gomoll ist höchst wertvoll. Der Verfasser ist vom Großen Generalstabe zum Kriegsberichterstatter im Osten bestimmt gewesen und legt in dem Werke Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen nieder. Man hat den Verfasser viel sehen lassen: er weiß nicht nur, was sich ereignet hat, sondern auch das wie und warum. Gomoll kennt die Zusammenhänge, und das macht das Buch auch innerlich wertvoller, als es manche andere der Art sind. — M. J. Neudeggers Betrachtungen — halb Geschichte, halb Philosophie — sind zu scharf und parteiisch, als daß sie großen Eindruck machen könnten, so viel treffende Gedanken sie auch enthalten. Ich würde es nicht wagen, einen Satz niederzuschreiben wie diesen: „Die Idee der sogenannten Einkreisung Deutschlands, ein herostratischer Einfall eines ursprünglich einzelnen Mannes, vielleicht gelegentlich eines Abends in einem Spielklub aufgeblitzt ....". Der Verfasser ist stark süddeutsch, aber ganz national und Anti-Nietzscheaner. Seine Ausführungen, in denen auch eine große Menge von Literaturhinweisen enthalten sind, bleiben auch deshalb nicht recht wirksam, weil sie zu viel sagen, und man nicht recht sieht, welches das Beweisthema des Verfassers ist. Vielleicht liegt ihm am meisten an Abschnitt VI: Nächste und künftige Aufgaben für Deutschland und Österreich-Ungarn. — Wer die Romantik im Kriege liebt, lese Paasches Fremdenlegionär Kirsch, dessen abenteuerliche Flucht wie ein Roman klingt. — Das Teubnersche Kriegstaschenbuch ist ein nützliches Nachschlagewerk, welches das Bedürfnis nach einer raschen, knappen und zuverlässigen Auskunft befriedigen will und befriedigt. Es ist ein Konversationslexikon des Krieges, das in einem fortlaufenden Alphabet sachliche, sprachliche und biographische Artikel hat. — Wegeners Wall von Eisen und Feuer sind Kriegserlebnisse aus dem Westen. Es erscheint noch eine große Ausgabe mit Bildern bei Brockhaus in Leipzig, die etwa 10 M. kosten wird. Auf diese sei hier als ein passendes Geschenkbuch hingewiesen.

Wolfstieg

DOMBROWSKI, ERNST, RITTER VON. „Zur Wehr und Ehr'". Vaterländische Dichtungen. 10. Aufl. Graz: Böhm 1915. 79 S. 8⁰. M 1.80.

LANG PAUL. „Die Trommel schlug zum Streite." Vaterländisches Kriegslesebuch für Deutschlands Schulen. Schöne Gedichte aus der Zeit des Großen Krieges 1914-16. Für den Schulgebrauch zusammengestellt. München: Schnell o. J. 160 S. 8⁰. M 1,80.

KRIEGER, BOGDAN, Dr., Kgl. Hausbibliothekar. „Feldgraue Dichter." Kriegsdichtungen unserer Soldaten. Berlin: Kameradschaft 1916. 102 S. 8⁰. M 0,60. (Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank, H. 55-56.)

Es ist im Rahmen der kurzen Besprechungen natürlich nicht möglich, mehr zu tun, als auf diese Dichtungen empfehlend hinzuweisen. Dombrowski bringt nur eigene Sachen, die andern beiden Bücher sind Sammlungen. Paul Lang ist ein erblindeter Lehrer, der die Perlen unserer vaterländischen Dichtungen, die für die Jugend geeignet sind, gesammelt hat, während der bekannte Bibliothekar B. Krieger Dichtungen von Feldgrauen in allerlei Stimmungen und über allerlei Themata vorlegt. Wolfstieg

ENGELBRECHT, KURT. „Krieg, Kunst und Leben." Betrachtungen. Leipzig: Xenien-Verlag 1916. 2. Aufl. 127 S. 8⁰. M 2.

Der schon rühmlich bekannte Schriftsteller Kurt Engelbrecht, von Beruf Pfarrer, aber durchaus ein Mann der Feder, Dichter, Philosoph und ein warmherziger Patriot, legt uns hier Betrachtungen vor, die von der Kunst ausgehen und das erstreben, wonach wir uns alle sehnen, Lebenskunst zu schaffen. Verfasser ist der Ansicht, daß sich in deutscher Kunst, deutsche Sittlichkeit, deutsche Lebensanschauung und deutsche Religiosität spiegelt, und daß es ihr Grundmerkmal ist, Freiheit in der Selbstgebundenheit zu haben. Was wir betreiben wollen, ist allein deutsche Kunst, nicht internationale. Wenn man nun nicht bloßen Kunstgenuß treibt, sondern auch als Beschauer nachschaffender Künstler ist, so dürfte sich gerade die deutsche Kunst als Quelle der Gestaltung des echten deutschen Lebens eignen. Selbst im Kriege. Die Läuterungen, die sowohl Publikum wie Künstler innerlich jetzt erlebt haben, müssen mehr und mehr bei größerer Ruhe und Klarheit zu einem tieferen für die Kunst nur segensreichen Verständnis der höheren Einheit, die jedes echte Kunstwerk in sich symbolisiert, zuletzt doch hinführen. Es sind hohe Gaben und Güter, die schon geschaffen sind, und starke Schaffenskräfte vorhanden, die am Werke sind. Daraus nun Vorteile für die Lebenskunst zu ziehen, ist unsere Aufgabe. Wer allerdings der Kunst fremd und kalt gegenübersteht oder bloß um des Genusses willen in Theater, Konzerte und Museen geht, von dem ist nicht viel zu hoffen; aber wem die Kunst Herzens- und Lebenssache ist, wird auch in sein Leben Kunst bringen. Je tiefer und inniger das Bedürfnis nach wahrer lebensspendender Kunst emporwächst, um so vollkommener wird die Kunst dieses Bedürfnis zu befriedigen wissen, um so besser wird auch der Gedanke Macht und Tragkraft gewinnen, daß Kunst die beste Helferin ist bei der Gestaltung eines harmonischen Lebensganzen. Denn Kunst vermag selbst die Religion, die uns zu den letzten Lebenszielen weist, zu ergänzen und zu vertiefen; namentlich das Gleichnisartige all dessen, was Leben ist und was als Leben Gestalt gewonnen hat, wird uns von jedem echten Kunstwerk eindrucksvoll vor die Seele gerückt. Kunst vermag aufzuheitern, Kunst vermag Ehrfurcht zu erwecken, Ruhe und Stille des Herzens uns zu schenken. Darum führen wir Kunst in unser Haus und in unser Leben — dann wird es gut um uns stehen. Wolfstieg

EVERLING, FRIEDRICH, Dr. „Vom Fahneneid.“ Berlin: Bath o. J. 79 S. 8°. M 1,50.

Diese Studie ist der veränderte und stark erweiterte Abdruck eines Aufsatzes im Jahrgang 1916 der Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine. Er behandelt den Fahneneid von allen Seiten und will das verstreute Material sammeln. Natürlich ist die Arbeit für Soldaten und Juristen am interessantesten; da aber das Problem auch geistesgeschichtlich behandelt ist, dürfte sie auch für unsere Gesellschaft des Interesses nicht entbehren.
Wolfstieg

FERNAU, HERMANN. „Gerade weil ich ein Deutscher bin! Eine Klarstellung der in dem Buche J'accuse aufgerollten Schuldfrage. Zürich: Orell Füßli 1916. 75 S. 8°. M 1,25.

Im Jahre 1915 erschien eine Broschüre: J'accuse, in der ein Deutscher rücksichtslos die Regierung seines Vaterlandes für den Ausbruch des Weltkrieges verantwortlich machte. Das Buch hat ungeheures Aufsehen erregt und viele Gegenschriften hervorgerufen. Hier liegt keine neue Gegenschrift vor, sondern unter der Maske objektiver Kritik eine Verteidigung des anonymen Verfassers gegen seine Gegner. Der Verfasser ist zwar ein Deutscher aus Breslau, lebt aber seit längerer Zeit in Paris.
Wolfstieg

FRIEDRICH, FRITZ. „Stoffe und Probleme des Geschichtsunterichts in höheren Schulen.“ Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1915. Gr. 8°. IV u. 230 S. Preis geh. M 3,20; geb. M 3,60.

Das treffliche Buch knüpft ebenso wie das eben erwähnte an den neuen preußischen Ministerialerlaß vom 2. September 1915 über den Geschichtsunterricht an. Es zerfällt in zwei Hauptteile, einen allgemeinen und einen besonderen; jener handelt von den Zwecken des Geschichtsunterrichts und bestimmt auf dieser Grundlage die Stoffauswahl, dieser beschäftigt sich mit der unterrichtlichen Behandlung der einzelnen Geschichtsperioden und Stoffe auf den verschiedenen Klassenstufen. Sehr richtig bezeichnet Verfasser die Einsicht in das Werden der uns umgebenden Welt, soweit sie das Erzeugnis menschlichen Geisteslebens ist, als Zweck des Geschichtsunterrichts, der historischen Sinn, historisches Denken, historisches Urteil und historischen Willen, wie er sich in der sozialen und staatsbürgerlichen Erziehung kundgibt, erwecken soll.

Nach des Verfassers zutreffender Auffassung ist die politische Geschichte nur als ein Teil der großen Geschichtswissenschaft anzusehen; ihr Vorwalten oder Zurücktreten im Lehrverfahren hängt von der Bedeutung des Kulturinhalts in dem jeweils zu behandelnden geschichtlichen Unterrichtsstoffe ab, so daß die politische Geschichte nicht mit der Geschichte der äußeren Politik zusammenfällt, vielmehr neben und über dieser eine innere, auf dem Verhältnis des Staates zur Kulturentwickelung beruhende Politik im Unterrichte zur Geltung kommen muß. Patriotismus ist, wie Verfasser weiter ausführt, nicht Zweck des Geschichtsunterrichts, sondern die Erweckung einer kritischen Vaterlandsliebe ohne jede Voreingenommenheit und Prahlerei, bei der es sich natürlich von selbst versteht, daß jeder Geschichtslehrer Liebe zu Vaterland, Volk und Herrscher, die infolge der sondervölkischen Entwickelung der Menschheit geradezu eine Naturnotwendigkeit geworden ist, besitzt.

Bei der alten Geschichte, deren unterrichtliche Behandlung er richtig von den Ausgrabungen in Mykena, Tiryus, Troja und Kreta ausgehen läßt und mit dem Namen Schliemann verbindet, gewinnt nach seiner richtigen Auffassung der Schüler einen Begriff von der Bedeutung der Ausgrabungen, lernt die mykenischen Kulturzustände

mit den homerischen zu vergleichen und so jedes Dichtwerk als eine kulturgeschichtliche Urkunde zu betrachten. Später findet er in entsprechender Weise durch Vergleichung des griechischen Stadtstaates mit der Machteinheit des orientalischen Weltreiches, daß in der griechischen Stadt das Volk Gesetzgeber, Herrscher, Verwalter, Heer- und Flottenführer, sowie Richter in einer Person war. Auf der Oberstufe handelt es sich hauptsächlich um die Betonung gewisser besonders schwieriger Punkte aus der Geschichte des Mittelalters, z. B. der mittelalterlichen Kaiserpolitik, die, wenn sie auch unglückliche Erfolge zeitigte, doch wenigstens für Herrscher im Mittelalter allein berechtigt war, des Lehnswesens, der Stände des Mittelalters mit den völlig verschiedenen Arten ihrer Rechtsverhältnisse im Gegensatz zu der modernen Rechtsgleichheit für alle, der grundsätzlichen Verschiedenheit des Staatsvorteils, nach dem jeder Staat das Recht hat, eine Verschlechterung seiner internationalen Stellung und Bedeutung mit allen Mitteln und Kräften, auch mit Waffengewalt zu verhindern, von der individuellen Gefühlsmoral. Auf Grund dieser Feststellung spricht Verfasser zutreffend auch Frankreich das Recht zum Kriege mit Deutschland im Jahre 1870 zu.

Der allgemeine Teil zerfällt in drei Kapitel, welche der Reihe nach die Zwecke des Geschichtsunterrichts als Maßstab der Stoffauswahl, die Vorbereitung und die Technik des Unterrichts und die Stellung des Geschichtsunterrichts im Lehrplan behandeln; der besondere besteht aus sieben Kapiteln, welche der historischen Folge gemäß die altorientalische, griechische und römische in zwei getrennten Kapiteln, das Mittelalter, die Zeit vom Mittelalter bis zur Neuzeit (1500—1648), also die Renaissance, die Reformation und Gegenreformation, die Neuzeit (seit etwa 1650) und das 19. Jahrhundert enthalten. Zum Sehluß ist eine Tabelle über die jetzt gültigen Geschichtslehrpläne in Deutschland beigegeben. Direktor Dr. Karl Loeschhorn

KOHUT, ADOLPH, Dr., Ungar. Kgl. Rat. „Kaiser Franz Josef I. als König von Ungarn.“ Berlin: Schwetschke & S. 1916. 488 S. M 5.

Der bekannte Schriftsteller A. Kohut, der ja auch der Comenius-Gemeinde nicht unbekannt ist, hat dem jetzigen allverehrten österreichischen Kaiser als König von Ungarn eine umfangreiche Studie gewidmet, da Franz Josefs segensreiches Schaffen und Walten als solcher noch nicht genug gewürdigt ist. Und doch ist die Regierung dieses Herrschers für Ungarn eine der bedeutendsten Epochen in der Geschichte Ungarns gewesen und direkt bahnbrechend für das Land und das Volk. Für den hohen Herrn selbst aber ist seine Sorge für Ungarn geradezu die glänzendste Tat seines segensreichen langen Regimentes. Kaiser Franz Josef hat Ungarn immer geliebt und war sein Leben lang ein Freund der Magyaren, trotz Irrungen und Wirrungen, an denen er seelisch schwer trug. Der Verfasser sucht das reiche Material — es ist nur wenig ungedrucktes darunter — voll in dieser Richtung zu verwerten, um das klar darzustellen. Es sind das aber mehr Einzelaufsätze, als ein abgeschlossenes großes biographisches Kunstwerk oder monographisches Geschichtswerk, das der Verfasser vorlegt. Man kennt die treue und liebevolle, aber nicht immer tiefe und gründliche Art Adolph Kohuts seinen Stoff zu meistern. Immerhin liest sich das Werk gut und gibt ein treffliches Bild der Zeit Franz Josefs in Ungarn. Nur darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß dieses Bild insofern ein wenig geschmeichelt ist, daß gewisse tiefe Schatten gemildert, andere ganz fortgelassen oder doch nur zitternd und huschend dargestellt sind. Das Bild ist dadurch zu sonnig und zu farbenfreudig geraten. Der Kenner der neuesten Geschichte wird das aber leicht richtig stellen, und der Laie doch seine Freude an dem Bilde haben. Einzelne Fehler und Irrtümer an der Zeichnung hervorzuheben, hat keinen Zweck. Möge der Leser an dem Buche und an der Liebe des Verfassers zu König und Vaterland seine Freude haben.

Wolfstieg

KOHUT, ADOLPH, Dr. „Gustav Freytag als Patriot und Politiker." Berlin: A. Schall o. J. (1816). 304 S. 8⁰. M 3,50; geb. M 4,50.

Zum hundertjährigen Geburtstage Gustav Freytags bringt Adolfph Kohut, der lange Jahre mit dem Dichter bekannt und befreundet war, ein „Scherflein" dar, um „den unsterblichen Genius und Politiker dem Herzen unseres Volkes noch näher zu bringen." In der richtigen Erkenntnis, daß über Gustav Freytag als Dichter und Schriftsteller nicht viel Neues zu sagen war, sucht der Verfasser in ihm den Patrioten und Politiker zu feiern. Dazu wäre es aber nötig gewesen, die Probleme, die die Zeit politisch stellte, und Freytags Stellungnahme zu denselben recht scharf und energisch herauszuarbeiten. Das ist leider nicht in dem Maße geschehen, als es der Historiker für notwendig erachten würde. Der Verfasser erzählt und schildert mehr, als daß er untersucht und kritisiert. So wird das Buch zu populär und scheinbar unwissenschaftlicher, als es nach Lage der Dinge sein sollte. Dem Bilde Freytags fehlt der Hintergrund der politischen Erregung und Größe der Zeit. Der Dichter war doch in eminentem Sinne der Parteimann und als solcher infolge des intimen Verkehrs mit den ersten Männern der Generation sehr einflußreich. Nun war aber Freytag als Politiker ein verrannter Doktrinär. Man erkennt das ja in dem Buche wohl, aber nicht genug im Einzelnen. Die Fragestellung ist dazu nicht scharf genug. Schade! So ist das Buch ein sehr interessantes Lesebuch für das deutsche Volk, aber nicht mehr. Aber vielleicht wollte der Verfasser gar nicht mehr daraus machen.

Wolfstieg

KRAMER, J., Dr. „Samuel von Winterfeldt." Bonn: Georgi 1915. 96 S. 8⁰.

Es ist keine geistesgeschichtliche, sondern einfach eine Episode aus der Geschichte Georg Wilhelms von Brandenburg, die uns in dem Werke Kramers vorliegt. Winterfeldt, einer der kalvinischen Räte des Kurfürsten, muß es büßen, als Schwarzenberg mit seiner dem Kaiser geneigten Politik in Berlin durchdringt. Man verhaftet Winterfeldt 1627 und macht ihm den Prozeß, den man aber nach 1½ Jahren doch niederschlägt. Die Darstellung beruht auf den leider sehr lückenhaften Akten, ist aber gewandt, durchsichtig und sehr interessant.

Wolfstieg

NEUMANN, OTTO PHILIPP, Dr. „Deutsche Freimaurerei der Gegenwart." Ein Führer zu ihr hin. Wolfenbüttel: Heckner 1914. 46 S. 8⁰. M 1.

Der begeisterte Anhänger der Freimaurerei, Herr Oberstabsarzt Dr. Neumann, legt hier eine kleine Propagandaschrift für die K. K. vor, welche dem Leser mit der Geschichte, den Absichten und den Zwecken der Institution bekannt machen soll. Ich möchte sie jedem empfehlen, der Interesse für Humanität und wahre Lebenskunst hat, ganz gleich, ob er Freimaurer ist oder werden will oder gar kein Interesse an der Institution hat. Niemand legt sie ohne Gewinn aus der Hand.

Wolfstieg

NIEDLICH, JOACHIM KURD. „Eine Geschichte des israelitischen Volkes für Schule und Haus." Leipzig: Dürr 1914. 107 S. 8⁰. M 1,60.

Nicht Ergebnis eigener Forschung, sondern eine flüssige geschlossene Darstellung der israelitischen Geschichte für Schule und Haus in 5 Teilen: Schauplatz und Vorgeschichte, das Volkskönigtum Israels, die Trennung des Reiches, der Kampf der Volksprediger um die Rettung der höheren Güter und die Katastrophe, Ausklang und Ausblick. Dem Buche sind 2 Karten beigegeben. Sicher ist diese Darstellung besser und geschickter als derartige Werke zu sein pflegen.

Wolfstieg

OPITZ, H. G. „Mein philosophisches Vermächtnis an das Volk der Denker." Leipzig: Quelle & Meyer 1915. 64 S. 8°. M 1,20.

Der frühere Präsident der sächsischen Kammer, Geheimrat Hugo Gottfried Opitz, ist Jurist, hat aber viel philosophische Interessen. Er hat u. a. einen Grundriß der Seinswissenschaft in 2 Bänden verfaßt. Hier legt uns der alte Herr (geb. 1846) ein warmherziges Schreiben vor, das sein Vermächtnis enthält. Er wendet sich nicht an die Universitätsprofessoren, sondern an das deutsche Volk selbst, dem er die Wahrheit an das Herz legt, daß Reiche nur durch die Tugenden erhalten werden, durch die sie errichtet werden. Der Verfasser ist konservativ, christlich, stark Metaphysiker, Idealist der Richtung Lotze. Wolfstieg

REINER, JULIUS, Dr. „Friedrich Nietzsche der Immoralist und Antichrist." Stuttgart: Franckh 1916. 79 S. 8°. M 1; geb M 1,60.

Der Verfasser will auf die Gefahr aufmerksam machen, die in der Lektüre von Nietzsches Werken liegt. Das wird jeder Verständige billigen; aber dazu ist doch dringend nötig, daß man der bedeutenden Persönlichkeit des Philosophen und seines Lebenswerkes auch gerecht wird. Das Gefühl habe ich aber bei der Lektüre des Buches nicht gehabt. Es geht nicht an, eine Polemik so zu führen, daß man Persönliches und Sachliches beständig mischt und einzelne Sätze aus Nietzsches Werken und Briefen anführt, um zu beweisen, daß er Immoralist und Atheist war. Gewiß war die Grundrichtung von Nietzsches Charakter übertriebenes Selbstbewußtsein, aber er hatte doch auch ein bedeutendes geistiges Kapital, auf das er stolz sein konnte. Diese Kampfschrift Reiners wird nicht viel nützen, dazu ist sie zu voreingenommen; sie reizt geradezu zum Widerspruch. Aus dem Zusammenhange gerissene Sätze beweisen niemals viel, zumal bei Nietzsche nicht, der bekanntlich ein starker Stimmungsmensch war und seinen Standpunkt mindestens dreimal wechselte. Wolfstieg

SCHULTZ, ADOLF, Berlin. „Jean Paul und die pädagogischen Ideen seiner unsichtbaren Loge." Bielefeld: Helmich o. J. 30 S. 8°. M 0,50. (Pädagogische Abhandlungen N. F. 10. H. 5

Eine sachgemäße, gut durchgeführte pädagogische Monographie. Wolfstieg

WAHL, GUSTAV, Dr., Direktor. „Dritter Bericht über die Verwaltung der deutschen Bücherei des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig im Jahre 1915. Leipzig: Börsenverein 1916. 15 S. 8°.

Vor wenigen Wochen wurde das neue Gebäude der Deutschen Bücherei in Leipzig eingeweiht, ein wahrer Musterbau, was Raumausnutzung und praktische Anlage betrifft. Auch die durch Direktor Wahl geschaffene Organisation ist mustergültig in jeder Beziehung. Es ist daher sehr erfreulich, daß nunmehr das bibliographische Unternehmen der Firma Hinrichs an die Verwaltung der deutschen Bücherei, freilich durch die Vermittlung eines eigenen bibliographischen Ausschusses des Börsenvereins übergeht. So sieht man betreffs der Neugründung der Deutschen Bücherei dem Erfolge mit besten Hoffnungen entgegen, wenn nicht, was offenes Geheimnis ist, persönliche Differenzen den ganzen Erfolg vereiteln. Das möge Gott verhüten. Wolfstieg

WIRTH, ALBRECHT, Dr. „Deutsche Geschichte für das deutsche Volk". Stuttgart: Franck 1916. 151 S: M 1; geb. M 1,60.

Das ist ein kleines, flott geschriebenes, inhaltreiches Buch, das ich gern empfehle. Natürlich populär geschrieben, aber nicht ohne Kritik und nicht ohne feste Fragestellung. Es gereicht dem Buche zum Vorteil, daß es eine Reihe von Statistiken enthält und durchaus mit festen Tatsachen arbeitet und wohl gute Motivierungen für die Entwickelung bringt, aber keine Redensarten macht. Wolfstieg

„Die ZENTRALSTELLE für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig." Aufgabe, Organe . . .* Leipzig: Thomas 1916. 30 S. 8°.

„Städtische Bücherhallen zu Leipzig." Bücher-Verzeichnis. Kriegswissenschaft. Leipzig 1916: Pries. 40 S. 8°. — „Vom Balkan bis Ostasien . . . . Eine Bücherzusammenstellung. Leipzig 1916: Pries. 31 S. 8°.

FRANCKE, EMMY, Leiterin der Bücherei zu Bergisch-Gladbach. „Öffentliche Bücherei und Lesehalle zu Bergisch-Gladbach." Richard-Zanders-Stiftung. Jahresbericht 1914-15. O. O. u. J. 53 S. 4°.

Auf dem Gebiete des volkstümlichen Büchereiwesens ist leider ein heftiger Streit ausgebrochen. Die alte, von Paul Ladewig und seinen Freunden vertretene Richtung ist der Ansicht, daß die Volksbücherei eine dem Bedürfnis des Publikums entsprungene Veranstaltung sei, die das Bedürfnis der Massen auf jeden Fall befriedigen müsse. An eine Erziehung der Massen sei nicht zu denken. Genug, wenn die Volksbibliothek dem sozialen Frieden diene, das Publikum an das Buch gewöhne und vom Besuch schlechter Kneipen abhalte. Demgegenüber will eine neuere Richtung, vertreten von Walter Hofmann in Leipzig, wenigstens den Versuch machen, die Massen positiv zu erziehen. Durch zweckmäßige Bücherauswahl, durch ausgezeichnete technische Hilfsmittel, durch individuelle Behandlung der Leser, durch Abweisung solcher „Nichts-als-Leser" an die Leihbibliotheken, denen die Volksbibliotheken doch nicht Konkurrenz machen sollten, und durch pädagogische Gebühren sucht Hofmann sein Publikum zu erziehen und hat damit bereits vorzügliche Erfolge erreicht. Da er die „Sache" für sich hat und durch die Begründung der „Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig" auch den bibliothekarischen Nachwuchs, wird er bald die Schlacht gewonnen haben. Referent ist freilich überzeugt, daß auch Hofmann in vieler Beziehung übertreibt, aber seine Methode ist gesund und seine Prinzipien sind in jeder Hinsicht richtig. Ich habe Hofmanns Bibliothek in Leipzig mit meinen Schülerinnen angesehen und gefunden, daß die Arbeit, die da geleistet wird, außerordentlich geschickt und gediegen ist. Eine meiner Schülerinnen, die lange in einer Volksbibliothek gearbeitet hat, äußerte nach der Besichtigung: Dahinter können sich die alten Bücher- und Lesehallen aber verstecken. Ja, das finde ich auch. Wolfstieg

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.

Börsenbuchdruckerei Denter & Nicolas, Berlin Mitte